

Karl-Heinz Ohlig

Optimismus oder Realismus?

Überlegungen zum Jahresende

Die Wahl des neuen Papstes Franziskus und seine bisherigen Aktivitäten haben in der katholischen Kirche einen lange ungewohnten Optimismus aufbrechen lassen. Und tatsächlich ist es so, dass eine Aufbruchstimmung festzustellen ist, und viele erwarten, dass das bleierne Verharren auf der Stelle und damit verbunden ein zunehmendes Desinteresse und eine Abwendung vieler Katholiken behoben wird.

Dieser Stimmungsumschwung zeigt auch, wie sehr die katholische Kirche auf die Rolle des Papstes fixiert ist. Dann wird es wichtig, dass ein Papst auch einmal menschliche Züge aufweist und nicht bloß als rituelles und doktrinäres Oberhaupt erscheint. Papst Franziskus scheint dies bewirkt zu haben.

Ob er aber tatsächlich eine Wende auf Dauer herbeiführen kann, lässt sich noch nicht absehen. In noch viel stärkerem Maß hat dies das Zweite Vatikanische Konzil geleistet. Aber wir wurden Zeugen, wie seine Impulse und Texte in wenigen Jahrzehnten von der römischen Zentrale und den von ihr ausgewählten Bischöfen neutralisiert wurden. Wie wird es den Initiativen von Papst Franziskus ergehen, selbst wenn ihm noch ein paar Jahre verbleiben, in denen er manches verändern kann?

Im Lauf von Jahrhunderten, vor allem seit dem Ersten Vatikanischen Konzil, hat sich ein zentralistischer römischer Apparat ausgebildet, der über die Bischofsernennungen und stetes Eingreifen selbst in kleinste regionale Besonderheiten alles beherrscht und reguliert. Auch wenn Papst Franziskus einige ultrakonservative Kardinäle aus den Machtzentren entfernen kann, bleiben noch mehr übrig, die für ihn unanständig sind (falls er überhaupt ihren Einfluss beschneiden will). Dies gilt z.B. für die noch von seinem Vorgänger etablierten deut-

schen Kurialen, über die der emeritierte Papst wohl seine schützenden Hände hält.

Damit ist ein zweites Problem angesprochen. So positiv der Rücktritt von Papst Benedikt XVI. zu bewerten ist: er ist nicht völlig zurückgetreten. Er wohnt im Vatikan – statt in einem bayerischen Kloster –, trägt weiter die weiße Papstkleidung und lässt sich mit „Eure Heiligkeit“ anreden. Er bezeichnet sich als „emeritierten Papst“ und behält seinen Papstnamen. Dem Kirchenhistoriker an der Universität Münster Hubert Wolf ist zuzustimmen, der diesen Titel für unzulässig hält: durch die Weihe sei z.B. kirchenrechtlich ein Bischof lebenslang Bischof, auch wenn er zurücktritt und zu Recht „emeritus“ genannt wird. Aber: „Der Papst übernimmt (bei seiner Wahl und deren Annahme, Verf.) eine nichtsakramentale Funktion, die erlischt, wenn er seinen Rücktritt erklärt“ (FAZ vom 20.11.14, S. 14). Er ist dann kein emeritierter, sondern ein ehemaliger Papst; was ihm bleibt, ist seine Bischofswürde, auf Grund seines Alters ist er dann „emeritierter Bischof“.

Dies scheint in Rom anders zu laufen. Und es wirkt sich durchaus negativ aus, wenn der emeritierte Papst von nebenan weiterhin Bücher publiziert, in denen er offensichtlich Positionen ablehnt, die sein Nachfolger vor allem im Kontext der von ihm geleiteten Bischofssynode zu Fragen von Ehe und Sexualität initiiert hat. Dies ist gerade geschehen bei der Edition des vierten Bandes seiner Gesammelten Schriften, in der er eine Passage aus seinem früheren Aufsatz „Zur Frage nach der Unauflöslichkeit der Ehe“ (von 1972) gestrichen hat. Dort hatte er für den Fall, dass „eine erste Ehe seit langem und in einer für beide Seiten irreparablen Weise zerbrochen ist“ und eine zweite Ehe sich „über einen längeren Zeitraum ... bewährt“ hat, für „die Zulassung der in einer solchen zweiten Ehe Lebenden zur Kommunion“ plädiert. Diese Streichung ist Ratzinger sicher nicht einfach unterlaufen.

Papst Franziskus hat bei der gerade abgelaufenen Bischofssynode eine gute Rolle gespielt und für ein barmherzigeres Zugehen auf Gruppen, die bisher auf Grund der rigiden Sexualmoral mehr oder weniger geächtet waren, plädiert. Fraglich aber bleibt, ob eine barmherzigere Pastoral für eine

Erneuerung reichen wird: Werden heutzutage Katholiken, die geschieden und wiederverheiratet sind, werden sexuelle Randgruppen usw. mit einer Pastoral, die „barmherzig“ mit ihnen umgeht, ihnen aber gleichzeitig bedeutet, dass sie – moraltheologisch – in Sünde leben, zufrieden sein? Hier wird eine humanere Pastoral nicht zureichen. Und bisher lässt sich weder in den Synodenpapieren noch beim Papst, der theologisch eher als konservativ einzustufen ist, ein Umdenken erkennen. Wo finden sich theologische Überlegungen, wie sie seit langem diskutiert werden (vgl. den Beitrag von Prof. Franz Nikolasch in den SOG-Papieren in diesem Heft)? Das aber wäre notwendig, wenn eine Wende mehr als eine Schönheitsreparatur sein soll.

Eine Wende ist auch hierzulande nicht festzustellen. Weiterhin werden Ärzte an katholischen Krankenhäusern, Kindergärtnerinnen in katholischen Kindergärten usw. gekündigt, wenn sie nach einer Ehescheidung fortan mit einem/r neuen Partner/in nicht einfach im Konkubinat leben wollen, sondern diese heiraten. Das Recht der Amtskirche zu solchen Aktivitäten mag gerichtlich anerkannt sein, aber sie werden in der Öffentlichkeit als unmoralisch wahrgenommen.

Auch die unbedingt erforderliche Entzentralisierung der Kirche ist nicht vorangekommen. Hierbei ist nicht festzustellen, ob es an der fehlenden Bereitschaft der regionalen Kirchen liegt, mehr Verantwortung zu übernehmen, oder an den üblichen vaticanischen Praktiken, die keine Delegation von Kompetenzen zulassen.

Vor allem in der entscheidenden Zukunftsfrage für die Kirche – der Fixierung der Gemeindeleitung auf geweihte Priester – hat sich nichts getan, wahrscheinlich auch, weil der neue Papst in den gängigen theologischen Bahnen denkt. Der Priestermangel führt zur Bildung von pastoral nicht mehr handhabbaren Großgemeinden. Diese werden der (weiter abnehmenden) Zahl der Priester angepasst; die Überlegung, die herkömmlichen Gemeinden weithin bestehen zu lassen durch den Einsatz von verheirateten Laientheologen, ist tabu. Wie wird in wenigen Jahrzehnten das kirchliche Leben aussehen?

So gib es durchaus einige Ansätze, die hoffnungsvoll stimmen können. Eine nüchter-

ne und realistische Betrachtungsweise macht einen Optimismus schwierig.

Irmgard Reich

Weihnachten – ein Fest gegen die Schwermut

Der Neuanfang im Stall zu Bethlehem

Friede in Bethlehem! Als aktuelle Schlagzeile würde sie weltweit aufhorchen lassen. Friede zwischen Israelis und Palästinensern, könnte es im Augenblick der eskalierenden Gewalt in Palästina eine erfreulichere Botschaft geben! Es würde heißen: in einem Land, in dem Hass gegen Hass hochkocht, ist es Menschen gelungen, aus dieser Spirale auszubrechen und sich zu friedfertigen Menschen zu entwickeln. Es wäre eine Wende zu einem neuen Leben.

Genau von einer solchen Wende erzählt die Geburtsgeschichte des Evangelisten Lukas, allerdings nicht in der Form einer Zeitungsreportage, sondern in der mythischen Form der Legende. Denn er will uns dort erreichen, wo unsere Ängste und Bösartigkeiten aufkeimen und Traurigkeit und Schwermut nisten. Er will unser Inneres erwärmen und zu einem neuen Menschsein ermutigen.

Das Wunder der Geburt

Eigentlich gilt für jede Geburt, dass zwei Menschen sie als zu tiefst lebensverändernd erfahren. Der Philosoph Peter Soterdijk hat neulich in einem Interview vielleicht erstmals auf so achtsame und auf richtige Weise von der Verwandlung gesprochen, die er durch die Geburt seiner Tochter erfahren hat: „In meinem Milieu war ich umgeben von Leuten, die von der Fortpflanzung abrieten, ausnahmslos Ich stellte fest, in dieser Angelegenheit war ich immer irreführt worden, rundum. Nicht ein einziger Mensch hatte mir verraten, dass es nichts Wundervolleres gibt.

Meine Frau und ich waren über das Kind unvorstellbar froh. Die ersten zwei Jahre lebten wir in einem Delirium. Ständig haben wir gejubelt, und die Kleine mit uns. Die Lektion bestand darin, dass man sich vom Erwachsensein erst einen halbwegs realistischen Begriff macht, wenn man in der Elternposition angekommen ist. Sonst wird man nur älter, aber erwachsen nie.“ (SZ Magazin v. 7. November 2014)

Wundervolles Geschehen, unvorstellbare Freude, Jubel, Verwandlung hin zu einer neuen Stufe des Menschseins, sind das nicht auch die erzählerischen Elemente der lukanischen Geburtsgeschichte Jesu! Hier verkündet „der Engel des Herrn“ eine „große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll.“ Während auch bei P. Sloterdijk in die Geburtsschilderung das Wissen um das geglückte Heranwachsen der Tochter bereits mit eingeflossen ist, so ist beim Evangelisten die Überzeugung der Jünger und Jüngerinnen wie der ersten Christen textprägend gewesen, dass durch Jesus Glück, Erlösung und Frieden für alle Menschen in die Welt gekommen ist. Daher der Jubel einer ganzen himmlischen Heerschar! Lukas will als gebildeter Heidenchrist seinen Zeitgenossen den, im Unterschied zu Kaiser Augustus, wahren Friedensbringer vorstellen. Weil Jesus von der Erfahrung eines liebenden Vatergottes her den Menschen neu erdacht und den neuen Menschen vorgelebt hat, „an dem Gott sein Wohlgefallen hat“, ist eine Wende in der Menschheitsgeschichte angebrochen. „Reich Gottes“ hat Jesus sie genannt. Sie hat begonnen mit Jesu neuem Verhalten zu den Menschen und zu Gott. Die ersten Christen waren „die vom neuen Weg“, die im Denken, Fühlen und Handeln eine neue Richtung eingeschlagen hatten. Man könnte in Anlehnung an Sloterdijk von dem Erwachsenwerden der Menschen im „Reich Gottes“ reden.

Der neue Mensch, sein Platz bei den Allergeringsten

Lukas ist kein Dogmatiker. Er weiß noch nichts von einer Theologie der Dreifaltigkeit, nach der die zweite Person der Gottheit in Jesus Mensch geworden ist. Mit der Formel, dass wir an Weihnachten die Men-

schwerdung Gottes feiern, lässt sich kaum ein Zugang zu der lukanischen Weihnachtsgeschichte finden. Wenn wir von seinem Evangelium ausgehen, dann müsste die Formel eher heißen: In Jesus ist der neue Mensch geboren, der nach den Maßstäben Gottes lebt und handelt. Durchgängig geht es Lukas in seiner Schrift um das gute Tun im jesuanischen Sinn: *Was sagt ihr zu mir Herr! Herr, und tut nicht, was ich sage?* (Lk 6, 46) Der von dem Engel „der Retter“ und „der Messias, der Herr“ genannt wird, sitzt auf keinem Thron. Jesus wehrt sich gegen eine Verehrung, wie man sie den Großen in der Welt entgegenbringt. *„Und das soll euch als Zeichen dienen: Ihr werdet ein Kind finden, das, in Windeln gewickelt, in einem Futtertrog liegt.“* (Lk 2, 12) Welch ein unser Herz ergreifendes Bild für den Platz, an dem Jesus sein möchte: bei den Allergeringsten. Damit ist das Oben und das Unten ungültig geworden, wodurch die einen zu Herrschern werden, die andern zu Unterdrückten. Die ärmlichen Hirten, die als unrein gelten, sind die Ersten an der Krippe. Sie brauchen nicht nieder zu knien, wie die Könige es verlangen. Sie erhalten die Botschaft der Engel, sie hören, glauben, schauen und verkünden, auf sie wird gehört, ihnen wird geglaubt. Niemand kniet, niemand betet an, alle „staunten“.

Größe zeigt sich im Dienen

Wer sich von diesem Kind retten lassen und gut werden will, der muss dem Hang, oben zu sein und herrschen zu wollen, entsagen. *„Die Könige herrschen über ihre Völker und die Mächtigen lassen sich Wohltäter nennen. Bei euch aber soll es nicht so sein, sondern der Größte unter euch soll werden wie der Kleinste und der Führende soll werden wie der Dienende. Welcher von beiden ist der Größte: wer bei Tisch sitzt oder wer bedient? Natürlich der, der bei Tisch sitzt. Ich aber bin unter euch wie der, der bedient.“* (Lk 22, 24-30) Das ist das Vermächtnis dieses Kindes. Lukas legt es Jesus in den Mund, bevor er in den gewaltvollen Tod geht, der von denen über ihn verhängt wird, die ihre Macht nicht aufgeben wollen. Die herrschen wollen, töten auch.

Dienen wie Jesus gedient hat, das lässt den Menschen neu werden, erwachsen werden im Reich Gottes. Es schließt alles ein, was Jesus gefordert und selbst gelebt hat: den in Not geratenen helfen, den Nächsten und den Fremden, einander verzeihen, dem Nächsten und dem Feind. Nur Lukas erzählt das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, nur durch ihn kennen wir das Gleichnis vom verlorenen Sohn und vom Pharisäer und Zöllner, nur Lukas überliefert uns das Magnifikat, das Loblied einer damals rechtlosen Frau, welche die Throne der Mächtigen wanken lässt. Alles das sind Texte, die uns gemüthhaft erfahren lassen, was gutes Handeln ist. Sie gehören zum kostbarsten Erbe der Menschheit.

Auch die Erzählung von der Geburt des Heilandes in Bethlehem ist ein Text von ergreifend schlichter Poesie, die bis heute ins Gemüt dringt. Es ist die Darstellung einer Geburtsszene aus der Gegenwelt zur Palastwelt, und dennoch werden die Königstitel Gesalbter (Messias), Herr und Retter gebraucht. Innerhalb dieser schlichten Darstellung einer Feld- und Stallszene müssen sie neu verstanden werden. Eugen Drewermann schreibt dazu in seinem Buch („Wendepunkte oder was eigentlich besagt das Christentum“): „Alles, was in den mythischen Bildern von den absoluten Größen der menschlichen Geschichte ausgesagt wird, kann und muß man gewiß erst recht auf die Person des Jesus aus Nazareth beziehen: er ist der ‘König‘ (der ‘Messias‘), der ‘Retter‘ der ‘Sohn Gottes‘ – er ist das alles; nur: er ist es in absolutem Gegensatz zu all den bisherigen Trägern des gleichen Bildes! Er übernimmt all die Titelsymbole, doch nur, um sie mit genau gegenläufigem Inhalt zu besetzen. Wahre Größe ist dienen, nicht herrschen“ (217)

Die Herrlichkeit Gott in diesem Kind und in den Menschen guten Willens

Die Worte der Engel erschließen uns ein neues Menschsein. Wer nicht herrschen will, ist „wohlmeinend“ (griech. eudokias), gehört zu den „Menschen guten Willens“, so die Übersetzung aus dem Lateinischen (bonae voluntatis). Das sind die Menschen „seines Gefallens“, in ihnen leuchtet die

„Herrlichkeit Gott“ auf (so übersetzt Fridolin Stier) wie in diesem neugeborenem Kind. Welche Perversion, dass christliche Könige sich einst diesen Glanz Gottes angemäßt haben, in dem sie sich „Könige von Gottes Gnaden“ nannten. Wie fraglich ist aber auch, dass innerhalb der Kirche vom heiligen Priestertum oder vom Papst sogar als seiner Heiligkeit gesprochen wird. Innerhalb der Personen der lukanischen Weihnachtserzählung gibt es keine Unterschiede, da sind alle einander nahe und alle sind in ihren Rollen achtenswert, sind Menschen des göttlichen Wohlgefallens. Daher die weihnachtliche Freude. Maria als die neue eigenständige Frau, die im Unterschied zur damaligen Zeit, als jedes Kind dem Vater gehörte, „ihren Sohn“ gebiert und die Worte der Hirten „in ihrem Herzen“ bewahrt und darüber nachdenkt. Durch Lukas erfahren wir ausdrücklich, dass Jesus die Frauen hoch geschätzt und sie nicht wie rechtlose, dem Mann unterstellte Wesen behandelt hat. Maria und Josef sind ein Paar. Beide gehören in gleicher Weise zu dem Kind (. . . *und fanden Maria und Josef und das Kind*). Sie bleiben auch in den folgenden Kindheitserzählungen bei Lukas ein Paar, das zusammenhält. Durch Josef gehört Jesus zum Geschlecht Davids, aus dem der Messias bei den Juden erwartet wird.

Warum bleibt Josef ohne Heiligenschein?

Wieviel Unrecht ist diesem Josef auf den Krippenbildern fast aller Maler widerfahren. Er bekommt keinen Heiligenschein, nur Maria und das Kind. Er wird zum Alten, gebrechlichen Mann gemacht, der in den Hintergrund gehört. Beim Theaterspiel in der Schule will kein Kind seine Rolle übernehmen. Schuld an dieser Zurücksetzung ist der dogmatisierte Glaubenssatz: „geboren aus Maria der Jungfrau“. Man könnte sagen, in einer von Männern gelenkten Kirche einmal ein gerechter Ausgleich. Aber gerecht ist es gerade nicht. Es schafft Vorrangigkeit und Nachrangigkeit und zerstört damit den himmlischen und irdischen Frieden, von dem Lukas wollte, dass er aus seiner Erzählung in die Menschen eingehen soll. Dort, wo Heiligenscheine an einzelne verteilt werden, ent-

stehen Ungerechtigkeiten und Unfrieden. Es gibt allerdings auch Maler, die auf ihren Krippendarstellungen ganz auf Heiligenscheine verzichten, z. B. bei Georges de La Tour. Die Szene rückt so ganz nahe an uns heran und spiegelt das Wunder einer jeden menschlichen Geburt.

Das nackte Bein des heiligen Josef und das Kräutlein gegen die Schwermut

In der Hohen Dom-Kirche zu Aachen wird eine sonderbare Reliquie verehrt: die sog. Josefshosen oder auch Josefsstrümpfe. Nach einem im Mittelalter in Kunst und Literatur verbreitetem rheinischem Motiv hat der heilige Josef in der Weihnacht seine Hosen ausgezogen, um sie dem Kind als Windeln anzuziehen. Auf einem alten Pilgerabzeichen sind zwei Beinlinge zu sehen, die auch als Strümpfe bezeichnet werden. Endlich ist Josef hier aus seiner passiven Rolle befreit und zu einem fürsorglichen, einfallreich handelnden Vater geworden, der lieber selber friert, als dass er das Jesuskind frieren sieht. Ich habe tatsächlich ein Bild entdeckt, das um 1400 anonym entstanden und in Antwerpen zu sehen ist. Ohne Heiligenschein sitzt Josef ganz vorne in der linken Bildhälfte und zerschneidet mit dem Messer einen langen Strumpf. Maria schaut ihm dabei interessiert zu. Seinen nackten Fuß mitsamt seinem nackten Bein streckt er für alle sichtbar ins Bild. Ist das nicht mehr als ein Heiligenschein? Wahrlich ein Weihnachtsbild gegen die Melancholie!

Übrigens gibt es tatsächlich ein Krippengemälde von Hugo van der Goes, auf dem das Jesuskind dem Betrachter ins Auge schaut und ihm ein zartes Kräutlein entgegen hält, das als Heilmittel gegen die Schwermut gilt. Hubertus Halbfas zeigt es in seiner neuen Kinderbibel („Die Bibel für kluge Kinder und ihre Eltern“) und vermutet, dass dieses Nachtschattenpflänzchen die Arznei ist, mit der der Maler selber gegen die Schwermut behandelt wurde. Welch schöner Einfall des Künstlers, mit seinem Gemälde das zu Bethlehem geborene Kind als den Bringer der besten Medizin gegen die Schwermut zu feiern!

Karl-Heinz Ohlig

Zur Eigenart und Begründung religiöser Wahrheit¹

3 Der garstige breite Graben

Die Aufklärung stellt eine grundlegende Zäsur der europäischen Geistesgeschichte dar, eine kritische Wende.² Zwar kennt sie zahlreiche Wurzeln in der vorherigen Geschichte und ist selbst, wie aufgezeigt, hervorgebracht durch die Eigentümlichkeit der abendländischen Problemgeschichte. Jetzt aber wird erstmals das subjektive Denken radikal in den Mittelpunkt gestellt, sowohl in der Philosophie wie in der historischen Kritik.

In der Philosophie werden keine Vorgaben religiöser Art mehr anerkannt. Nur das kann Geltung beanspruchen, was vom Menschen gemäß den Bedingungen seines Denkens erkannt wird. Metaphysische Aussagen werden problematisiert und allenfalls im Sinn von Postulaten der praktischen Vernunft, so Immanuel Kant (gest. 1804), verstanden. Zwar ist die Philosophie seit der Aufklärungszeit bis heute äußerst vielfältig, es finden sich die unterschiedlichsten Richtungen, bis hin zu solchen, die versuchen, in vorsichtiger Weise auch metaphysische Aussagen für möglich zu halten. Letztere aber stellen eine Minderheit dar. Bei aller Verschiedenheit im Einzelnen lässt sich eine Wende zum absoluten Primat des Denkens, bis hin z.B. – in radikaler Form – zum Konstruktivismus, feststellen und zur Beschränkung unserer Aussage-

¹ Leicht veränderte Fassung eines Beitrags unter einem erweiterten Titel in: Wege der Wissenschaft. Eine interkulturelle Perspektive. Grundlagen, Differenzen, Interdisziplinäre Dimensionen, hrsg. von Hamid Reza Yousefi / Klaus Fischer / Rudolf Lütke / Peter Gerdsen, Verlag: Traugott Bautz: Northausen 2008 (erschien Okt. 2007), 267-288.

² Vgl. hierzu vom Verf., Dogma, Hierarchie und kritisches Bewußtsein, in: Offene Kirche. Analysen zur Situation, Modelle der Praxis, hrsg. von Walter Weymann-Weyhe (patmos-paper-backs), Patmos: Düsseldorf 1974, 15-42.

möglichkeiten auf die empirische Wirklichkeit. Dem entspricht in der Praktischen Philosophie eine Ablehnung aller „heteronomen“, weil von Gott auferlegten Ethik und eine Begründung der Ethik in der Autonomie des Menschen.

Für unsere Fragestellung ebenso wichtig wurde die Wende zur historischen Kritik. Alle Phänomene, die sich in der Geschichte gebildet und entwickelt haben, sollen anhand der jeweils zur Verfügung stehenden Quellen kritisch analysiert werden. Vor allem innerhalb der evangelischen Theologie – die katholischen Theologen befassten sich stärker mit kritischen Analysen der kirchlichen Praxis (Wallfahrtswesen, Ohrenbeichte, Zölibat usw.) – entstanden umfassende Versuche, sich der historischen Phänomene zu vergewissern. Voraussetzung war, dass die Bibel nicht mehr einfachhin als Wort Gottes, sondern als ein Stück Volksliteratur aufgefasst wurde. Ausgehend von der Pentateuchkritik wurden zunehmend für alle biblischen Schriften die Fragen nach den Autoren, Abfassungszeiten, Gemeinden, Überlieferungen, Theologien und Redaktoren dieser Schriften in den Mittelpunkt gestellt, ebenso die Frage nach dem Zustandekommen der Sammlung von Altem und Neuem Testament. Wenn diese Untersuchungen auch heute noch in Gang sind und manche weitere Erkenntnisse bringen und auch für die Zukunft erwarten lassen, so wurde doch insgesamt die These einer „göttlichen Autorschaft“ für die Bibel problematisiert. Sowohl die einzelnen Schriften, ihre Inhalte wie auch ihre Sammlung zu einem Schriftkanon erscheinen als geschichtliche Phänomene, in allen Details und Motiven grundsätzlich historisch erklärbar. Dies brachte Probleme für alle biblischen Aussagen und auch für den Kanon der heiligen Schrift („Krise des Kanons“).

Die historischen Untersuchungen erstreckten sich auch auf die Theologiegeschichte und die Ausbildung zentraler Dogmen. Allerdings wurden diese nicht mit einer der historisch-kritischen Exegese vergleichbaren Gründlichkeit durchgeführt, so dass noch bis heute viele dieser Lehren in allen konfessionellen Theologien relativ unbeschadet weitertradiert werden, von der Zwei-Naturen-Christologie über die Trinitätslehre bis hin zur Erbsündenlehre.

Wie es auch im Einzelnen aussehen mag: Prinzipiell wurde das Christentum, seit der Aufklärung, als ein durch und durch geschichtliches Phänomen erkannt. Wie aber lässt sich dann noch der Glaube an die objektive Gültigkeit seiner Lehren aufrechterhalten, wo doch nach der damaligen Philosophie, die nach apriorischen und notwendigen Vernunftwahrheiten suchte, alles Historische als „bloß historisch“ oder „zufällig“ wahrgenommen wurde?

Die meisten frühen Aufklärer waren überzeugte Christen und oft auch Theologen. Die neuen Erkenntnisse versuchten sie, mit ihrem Glauben in Beziehung zu setzen. So wollte z.B. Johann Salomo Semler (gest. 1791), der sowohl die Geschichtlichkeit des Kanons der Schrift erstmals erarbeitet und auch christliche Dogmen historisch untersucht hat, den Kern, also den Glauben an Jesus als Gott und seine Funktion angesichts unserer Sündigkeit, auf neue Weise, in der subjektiven Erfahrung, begründen: „Der Glaube an Christum, als Gott, beruht in der eigenen Überzeugung des Menschen, die er sich schafft ... Diese Überzeugung begreift immer sowohl die eigene Einsicht, was ihm alles moralisch fehle“, also auch die Erkenntnis der helfenden Funktion Jesu Christi.³ Er verweist auf die „immerfort neue moralische Schöpfung“ in Christus.⁴

Diese Linie, das Christentum in einer Legitimität zu begründen, die nach der Erkenntnis seiner Geschichtlichkeit noch vernunftgemäß möglich ist, formuliert Gotthold Ephraim Lessing (gest. 1781) noch profiliert. In seiner Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechtes“ vertritt er die Meinung, für den Einzelnen sei Erziehung die „Offenbarung“, die ihm widerfährt. „Erziehung (also Offenbarung, Verf.) gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie gibt ihm das, was er aus sich selbst haben könnte, nur geschwinder und leichter.“⁵ Nach diesen Vorbemerkungen erklärt Lessing, dass sich Gott nicht jedem Einzel-

³ Johann Salomo Semler, *Gottheit Christi. Vorbereitung auf die Königlich Großbritannische Aufgabe von der Gottheit Christi*, Halle 1787, 117.

⁴ J.S. Semler, ebd. 145.

⁵ Gotthold Ephraim Lessing, *Die Erziehung des Menschengeschlechtes*, in: Ders., *Werke*, hrsg von H.G.Göpfert, 8. Band: *Theologiekritische Schriften III*, Philosophische Schriften, bearbeitet von H. Göbel, München 1979, § 4, 490 (ganz: 489-510).

nen offenbaren konnte: „so wählte er sich ein *einzelnes* Volk zu seiner besonderen Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.“⁶ Während dieser Erziehung Israels „waren die anderen Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen“, einige Völker (er denkt wohl an Griechen und Römer) kamen Israel zuvor, die meisten aber blieben zurück.⁷ Dabei aber ging es in der Erziehung Israels nur um eine Art Elementarunterricht. „Ein beßrer Pädagog muß kommen, um dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen zu reißen. – Christus kam ...“.⁸

Die Funktion Jesu Christi wird also pädagogisch umschrieben; er lehrte das, was andere Völker auch ohne ihn erreicht hatten. Nur in einem Punkt ist seine Besonderheit inhaltlich festzumachen: „Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.“⁹ Und weil die Jünger diese Pädagogik, die Jesus nur dem Volk Israel „bestimmt zu haben schien“, allgemein unter den Völkern verbreitet haben, „wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohltäter des Menschengeschlechtes zu rechnen.“¹⁰

Es wird deutlich, dass Lessing Jesus Christus und dem Christentum eine positive Funktion zuweisen will. Diese aber kann – vernunftgemäß – nur in der Erziehung des Menschengeschlechtes bestehen, wobei diese Pädagogik nur das zum Vorschein bringt, was im Menschen grundgelegt ist. Und diese Erziehung bezeichnet er als die „Offenbarung“.

Dennoch hält der Pfarrersohn an Essentials der christlichen *fides* fest: Er postuliert ein Handeln Gottes an Israel und durch Jesus, ebenso spricht er unbefangen, wenn auch unbestimmt über „ein anderes Leben“, also das nach dem Tod. Dies sind für ihn wohl auch vernunftgemäße Perspektiven oder Postulate.

Wenn es aber um darüber hinaus gehende christliche Lehren geht, z.B. dass Jesus

Sohn Gottes sei, dass er auferstanden sei, geweissagt oder Wunder gewirkt habe usf., muss Lessing feststellen, dass es sich hierbei, wenn sie denn zuträfen, nur um historische Wahrheiten handelt: so wurden sie halt berichtet und so mag es ja historisch auch gewesen sein. Aber es müsse festgestellt werden: „zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.“¹¹ Sie hierfür heran zu ziehen, sei ein Wechsel auf eine andere Argumentationsebene (*metábasis eis állo génos*). Immer wieder betont er, dass alle diese Aussagen nur Geschichtswahrheiten und kein Beweis für die transzendentalen bzw. metaphysischen¹² Aussagen sind. „*Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüberhelfen, der tu es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.*“¹³

Selbst wenn die Vorstellungen Lessings zu den „notwendigen Vernunftwahrheiten“ und ihren Bedingungen diskussionswürdig sind und in der weiteren Philosophiegeschichte nur selten noch auf diese Weise vertreten wurden, bleibt doch das von ihm aufgeworfene Problem bestehen: Wie sind religiöse Wahrheiten, die ja immer transzendente Aussagen einschließen, zu verstehen und wie können sie, nach der „kritischen Wende“, begründet werden?

Seit dem 19. Jahrhundert wurde und wird diese Schwierigkeit noch auf einem weiteren Gebiet diskutiert, bei dem Verhältnis von Glauben und Naturwissenschaften. Zwar kennt auch diese Fragestellung schon Vorläufer seit Kopernikus und Galilei und den Auseinandersetzungen um ein heliozentrisches Weltbild. Sie verschärfte sich aber seit der Ausbildung der Evolutionslehre und von naturwissenschaftlicher Kosmologie und –gonie; in beiden Feldern sind zwar noch nicht alle wissenschaftlichen Fragen beantwortet, aber sie sind hinreichend gesichert und über den Rang von

⁶ G.E. Lessing, ebd. § 8; ebd. 491.

⁷ G.E. Lessing, ebd. § 20; ebd. 493.

⁸ G.E. Lessing, ebd. § 53; ebd. 501.

⁹ G.E. Lessing, ebd. § 61; ebd. 503.

¹⁰ G.E. Lessing, ebd. § 62; ebd.

¹¹ G.E. Lessing, Über den Beweis des Geistes und der Kraft, in: Werke, Bd. 8, ebd. 12 (ganz: 9-14)

¹² Diese Begriffe gebraucht Lessing an dieser Stelle nicht, meint aber den mit ihnen angesprochenen Sachverhalt.

¹³ G.E. Lessing, Über den Beweis des Geistes und der Kraft, a.a.O. 112; Kursivschreibung von mir.

Hypothesen hinausgewachsen. Wenn man so will, hat sich der Lessing'sche „garstige breite Graben“ noch vertieft und verbreitert.

4 Gescheiterte Lösungsversuche

Vor allem in den Theologien finden sich viele Versuche, die Spannung zwischen Glauben und Wissen in einzelnen Problem-bereichen oder auch grundsätzlich zu überwinden, von der Versöhnungstheologie Friedrich Schleiermacher (gest. 1834) über die fundamentaltheologischen Versuche, das gesamte Christentum festzumachen wenigstens an einer „göttlichen Bestätigung“ (nachdem alle früheren Evidenzen geschwunden sind) in der Auferstehung Jesu und seinen Erscheinungen vor Zeugen¹⁴, von den Diskussionen christlicher Ethiker über eine Überwindung des Gegensatzes von autonomer und heteronomer Moral oder neuen Überlegungen in der katholischen Fundamentaltheologie zu einer „Erstphilosophie“, die – unabhängig von allen in der Philosophie vertretenen erkenntnistheoretischen Ansätzen – einen nur in der Vernunft begründeten Zugang zur Existenz und Eigenart Gottes finden wollen.¹⁵ Überlegungen dieser Art überzeugen nur den, der schon von vornherein überzeugt ist.

In der Regel wird das Verhältnis von Glauben und Wissen als spannungsreich erfahren. Meist behelfen sich Christen und Theologen damit, dass sie zwar wissenschaftliche Erkenntnisse weithin rezipieren, aber daneben einen darüber hinausgehenden Bereich annehmen: „Im Glauben wissen wir aber ...“ (dass Gott der Schöpfer ist, Jesus Christus als menschengewordener Gott uns erlöst hat ...).

Oft aber wird auch die Spannung als Gegensatz, als ein „Paradox“ erfahren, das

¹⁴ Vgl. vom Verf., Thesen zum Verständnis und zur theologischen Funktion der Auferstehungsbotschaft, in: Hansjürgen Verwey (Hrsg.), Osterglaube ohne Auferstehung? Diskussion mit Gerd Lüdemann (Quaestiones Disputatae, 155), Herder: Freiburg, Basel, Wien 1 u. 2 1995, 80-104; Auferstehung. Thesen zum Verständnis und zur theologischen Funktion, in: imprimatur 28, 1995, 67-72; 128-131; 178-184.

¹⁵ Vgl. hierzu vom Verf., „Letztbegründung“ des (christlichen) Gottesglaubens?, in: imprimatur 34, 2001, 74-77.

nicht aufzulösen ist. Sören Kierkegaard (gest. 1855) fragt: „Kann man aus der Geschichte etwas über Christus zu wissen bekommen? Nein. Warum nicht? Weil es überhaupt kein ‚Wissen‘ von Christus gibt; er ist das Paradox, des Glaubens Gegenstand, nur für den Glauben.“¹⁶ Die dialektische Theologie seit Karl Barth (gest. 1968) geht ebenfalls von diesem Paradox aus („die Offenbarung [ist und bleibt] ein paradoxes Faktum“¹⁷), das – positivistisch – geglaubt werden muss und zu dem kein denkerischer Weg führt, ja führen darf. Wenn dies doch unternommen wird, wendet man sich von der Offenbarung ab und tut das, was die (anderen) Religionen (im Unterschied zur christlichen Offenbarung) tun und deswegen menschliche Produktionen sind.

Auch Kritiker der christlichen Lehren aus den Reihen der Naturwissenschaftler, Historiker und Philosophen werten die christlichen Glaubensaussagen als von ihren Methoden her nicht vermittelbar bis hin zu der Aussage, dass Sätze, die über die feststellbaren Sachverhalte hinausgehen, grundsätzlich nicht möglich sind. So scheint es bei dem garstigen Graben zu bleiben.

5 Perspektiven¹⁸

Die Schwierigkeiten gibt es – und es wird sie weiter geben –, solange zwei gegensätzliche Bereiche angenommen werden: Glaubenswahrheiten, die auf Offenbarung beruhen, und Wissen, das sich auf „Tatsachen“ bezieht. Aber es scheint so, als sei bei dieser Gegenüberstellung, sowohl seitens Theologen wie ihrer Kritiker, die „kritische Wende“ nicht ernsthaft vollzogen, der zufolge sich alle unsere Erkenntnisse, auch die religiösen, auf Welt und Geschichte beziehen und von ihrer Reflexion her gewonnen sind. Auch die *fides* ist ein Produkt menschlicher Erfahrung.

¹⁶ Sören Kierkegaard, Einübung im Christentum (dänisch: Indørelse i Christendom, 1850; übers. von E. Hirsch), Düsseldorf, Köln 1951, 23.

¹⁷ Karl Barth, Der Römerbrief, zweite Auflage, München 1922, 74.

¹⁸ Vgl. vom Verf., Gibt es den ‚garstig breiten Graben‘?, in: Gerhard Larcher, Klaus Müller, Thomas Pröpfer (Hrsg.), Hoffnung, die Gründe nennt. Zu Hansjürgen Verwey's Projekt einer erstphilosophischen Glaubensverantwortung, Verlag Friedrich Pustet: Regensburg 1996, 205-214.

Wird diese Ausgangsposition wirklich durchdacht, bedeutet dies auch für religiöse Wahrheiten – hier weitet sich der Blick über die im Kontext des Christentums geführten Diskussionen hinaus –, dass auch sie aus der Erfahrung, in diesem Fall einer „ganzheitlichen“, nicht „bloß“ intellektuellen, aber keineswegs irrationalen Erfahrung hervorgegangen sind. Es geht bei der Auseinandersetzung mit ihnen also nicht um die Frage, wie sie z.B. von Sören Kierkegaard formuliert wurde: „Kann man aus der Geschichte beweisen, daß Christus Gott gewesen ist?“¹⁹, sondern um die Analyse: wie und unter welchen kulturellen Rahmenbedingungen entstand der Monotheismus, wurde aus ihm eine Trinitätslehre, kam es zum Bekenntnis zur Gottheit Jesu? Was bedeutet dies in den untersuchten Fällen und welche Erfahrungen lassen sich hinter diesen Aussagen erkennen? Oder: Unter welchen Bedingungen und warum bildete sich das Sprechen von einer Offenbarung Gottes, und was ist damit gemeint? Oder: Was will der Erste Schöpfungsbericht sagen, wenn er anhand der damals verfügbaren „naturwissenschaftlichen“ Informationen sagt, dass Jahwe am Anfang schlechthin von allem steht?

Alle Glaubenswahrheiten sind in der Geschichte entstanden und versuchen, die jeweils bekannten geschichtlichen und natürlichen Phänomene zu deuten. Sie sind menschliche Produktionen und haben keine andere (etwa: „transzendente“) Quelle zur Verfügung als die Wissenschaften: eben Geschichte und Welt. Es gibt z.B. keine heteronome, weil von Gott auferlegte Moral, die durch eine autonome Moral zu überwinden wäre. Auch die moralische Tradition des Christentums z.B. ist auf Grund „autonomer“ normativer Erkenntnisse unserer Vorfahren entstanden; lediglich ihre wörtliche und unveränderte Übernahme wurde insofern als heteronom erfahren, weil dabei unser eigenes Urteilen traditionellen Vorgaben untergeordnet wurde – eine Heteronomie anderer Art, die es auch sonst im gesellschaftlichen Leben gibt. Mit anderen Worten: den garstigen breiten Graben gibt es gar nicht, oder nur dann, wenn religiöse Aussagen „vorkritisch“ verstanden werden.

¹⁹ Sören Kierkegaard, Einübung im Christentum, a.a.O. 23.

Allerdings unterscheiden sich religiöse Aussagen von wissenschaftlichen Erkenntnissen dadurch, dass sie nicht Einzelphänomene untersuchen, sondern die Sinnfrage stellen; man mag diese Fragestellung für nicht vertretbar, weil für nicht wissenschaftlich beantwortbar halten. Aber es gibt sie in der ganzen bisherigen Menschheitsgeschichte; es wird gefragt nicht nach wissenschaftlich überprüfbarem Einzelwissen, sondern nach dem Sinn von „allem“ und von sich selbst, sei das „Selbst“ noch eingebettet in kollektive Strukturen (Sippe, Stamm, Volk) oder durch die Individualisierung auf den Einzelnen bezogen. Diese Frage scheint unabweisbar und oft existenziell drängend zu sein, und kann, wie auch andere über die Wissenschaft hinausreichende Phänomene nicht von ihr beantwortet werden: die menschliche Sehnsucht nach Liebe und Partnerschaft, nach einer zufrieden stellenden Arbeit, nach erträglichen sozialen Verhältnissen, nach ästhetischer Gestaltung oder Genuss. Es gibt ein humanes Plus über das wissenschaftliche Fragen hinaus. Zwar schließt die Sinnfrage alles Material an Informationen über Welt und Geschichte ein, soweit sie in einer bestimmten Zeit oder Kultur zugänglich sind, und fragt auf diesem Hintergrund, was menschliches Leben oder mein Leben für einen Sinn hat. Wenn mögliche „Antworten“ gegen das verstoßen, was wir wissen, werden sie – in the long run – als irrational und nicht zufrieden stellend erfahren.

Ganz grundsätzlich und formal lässt sich sagen: alle religiöse Wahrheiten wollen für die Deutung von Welt und Geschichte eine transzendente Perspektive eröffnen, die kultur- und zeitbedingt formuliert sind. Basis ist ausschließlich die Erfahrung von Welt und Geschichte; sie beruhen nicht auf einem „höheren Wissen“. Ihre Funktion ist eine doppelte: zum einen halten sie das Wissen wach, das zeitweise und individualgeschichtlich bedingt auch verdrängt werden kann: dass Welt und Geschichte, bei allen durchaus positiven Erfahrungen, nicht für die menschlichen Erwartungen zu reichen, im Christentum z.B. durch die Predigt vom Kreuz, also dem notwendigen geschichtlichen Scheitern, im Buddhismus etwa in der Lehre, dass alle plurale Existenz „in der Zweiheit“ leidvoll ist und überwunden werden muss.

Zum anderen eröffnen Religionen eine Perspektive „transzendentaler“ Art, also über Welt und Geschichte hinaus. Mit welchen „Lehren“ und Bildwelten auch immer diese Perspektive vorgestellt wird – z.B. in einem Himmel oder einem Nirvana –, immer handelt es sich um menschliche Produktionen, und sie sind – *Hoffnungen*, keine Sachausagen. Im Einzelnen sind die Mythen, Ethiken, Lehren der Religionen sehr unterschiedlich, sowohl im Grad der humanen Differenziertheit wie in den „Inhalten“. Alle aber sind aus den Erfahrungen von Welt und Geschichte hervorgegangen, die auch für die religiöse Frage die einzig möglichen Gegenstände der Erkenntnis und Erfahrung bieten.

Die Wahrheitsfrage kann also nicht in dem oben zitierten Sinn von Kierkegaard gestellt werden. Vielmehr geht es nur um das Problem, ob eine, wie auch immer geartete Hoffnung angesichts unseres Wissens von Welt und Geschichte irgendwie anthropologisch legitim ist oder ob die einzig mögliche (auch „transzendente“) Antwort eine gegenläufige ist: Es kann keine Hoffnung geben, menschliche Existenz ist fragmentarisch und absurd. Für beide Versionen einer Antwort auf die Sinnfrage, Hoffnung und Absurdität, gibt es rationale Gründe im Wissen und in der Erfahrung von Welt und Geschichte. Auch die christlichen Lehren beinhalten Hoffnungen; „eine Hoffnung aber, die man schon sieht, ist keine Hoffnung mehr“ (Römerbrief 8,24).

Die in der Religionsgeschichte vorgelegten Sinn- und Hoffnungsmodelle, zugleich Motivationen für das ethische Handeln, können durchaus miteinander verglichen werden, aber nicht so, dass ihre „Wahrheit“ im wissenschaftlichen Verständnis untersucht wird. Sie können verglichen werden in der Hinsicht, inwieweit sie die Sinnoffenheit von Geschichte und Welt und zugleich eine „transzendente“ Hoffnung einigermaßen adäquat zur Sprache bringen. Es kann vorausgesetzt werden, dass alle religiösen Entwürfe zum Zeitpunkt ihres Entstehens und Fortdauerns in der jeweiligen Tradition dem entsprachen, was zu einer bestimmten Epoche und in einer bestimmten Kultur angemessen war oder ist; die Gläubigen werden „ihre“ Religion als wahr erfahren und als zureichende Deutung für ihr Leben. Wie weit sie heute, „nach der Aufklärung“ und bei globaler Vermittlung

„wahr“, d.h. unter den (je) neuen Bedingungen human angemessen sind, kann nur die künftige Entwicklung zeigen. Es gibt keinen archimedischen Punkt außerhalb der Geschichte, von woher sich dies beantworten ließe.

Die Religionswissenschaft untersucht die Modelle (Religionen), die in der Geschichte formuliert wurden, in Gesellschaften rezipiert und tradiert wurden, um die Sinnfrage (ganzheitlich) aufzugreifen und zu „beantworten“. Ihre Basis ist somit die Religionsgeschichte, deren Untersuchung durch weitere methodische Ansätze (z.B. aus Soziologie oder Psychologie) vertieft und deren systematischer Gehalt erhoben werden kann.

Der Begriff „Theologie“ wird auf eine zweifache Weise verstanden. Zum einen als wissenschaftliche Theologie, zum anderen als eine Version begründender Verkündigung oder gar „prophetischer“ Aussagen (z.B. die dreifachen „solus“ der Reformation oder die Befreiungstheologie). Beiden ist gemeinsam, dass sie sich, im Unterschied zur Religionswissenschaft, affirmativ in eine religiöse Tradition hineinstellen, sie haben „den Glauben“ zur Voraussetzung. Wenn Theologie aber wissenschaftlich betrieben werden soll, hat sie, wie auch die Religionswissenschaft, nur Welt und Geschichte zum Gegenstand. Sie muss mit denselben Methoden arbeiten wie die Religionswissenschaft, die eigene Tradition also als ein geschichtliches Phänomen begreifen und untersuchen. Erst auf dieser Basis kann sie reflektieren über die humane Angemessenheit („Wahrheit“) dieser Überlieferung und diese vermitteln – in dem Bewusstsein, dass sich hierfür keine wissenschaftliche Beweiskraft ergibt, sondern „nur“ über die auch rationale Legitimität der eigenen Hoffnung – auch angesichts des jeweiligen Wissens über Welt und Geschichte –, auch werbend, d.h. verkündigend, gesprochen werden kann.

Diese erkenntnistheoretische Reflexion, der Vollzug der „kritischen Wende“, kann zwar Krisen mit sich bringen. Prinzipiell aber ist sie befreiend, weil sie die quälende Auseinandersetzung mit falschen Fragestellungen und Vorgaben sowie Irrationalismen hinter sich lässt.

Horst Hohmann

Das Leben – eine unendliche Geschichte

Der Günter Liebich ist ein alter Freund von uns und wohnt im Nordschwarzwald. Wann genau und warum er schon vor Jahren seine fußballerischen Freuden im Ruhrpott suchte und dort zu einem fanatischen Anhänger von Schalke-04 wurde, ist mir noch immer ein Rätsel.

Als sein Team im Februar 2014 zuhause von Real Madrid mit 1:6 vom Platz gefegt wurde, war die Enttäuschung natürlich riesengroß. "Eine Demütigung!" bekannte Günter gleich am nächsten Tag in einer kurzen Mail und schloss: "Aber das Leben geht weiter!"

Doch wer selbst mal Fußball gespielt hat, weiß, dass so eine Niederlage mächtig wurmt. Die steckst du nicht einfach weg. Da wird Ursachenforschung betrieben - warum da zum Beispiel bei den "Knappen" im Mittelfeld niemand Regie führte, warum Cristiano Ronaldo schalten und walten konnte, wie er wollte, warum ausgerechnet der brasilianische Linksverteidiger diesen rabenschwarzen Tag hatte und den "Königlichen" zwei herrliche "Vorlagen" zu zwei ebenso herrlichen Toren gab?!

Ich erwähne hier das "Drama" des Günter Liebich, weil der Fan-Frust unseres Freundes ein wenig Aufschluss darüber gibt, wie "Fremdeinwirkungen" (egal welchen Kalibers) unseren Seelenzustand verändern und unserem Leben manchmal urplötzlich eine andere Richtung geben können. Beispiele: Dein Betrieb macht Pleite (illegale "Firmenbestattung") und du sitzt auf der Straße, arbeitslos. Die Natur spielt verrückt und deckt mit Windböen von 130 Stundenkilometern dein Haus ab. Du lebst auf dem Bikini-Atoll im Pazifik, bis dann eines Tages in 1954 die Amis kommen und dir sagen, dass du wegziehen musst, weil sie über deinem Naturparadies ihre Wasserstoffbombe "Bounty" zünden werden - zur "Sicherung des Weltfriedens", versteht sich! Du wohnst in Hiroshima oder in Nagasaki und erwartest fürs Wochenende den Besuch deiner Enkel, als dieselben Amis ohne

Vorwarnung eine Plutonium-Bombe über deiner Stadt abwerfen - tödliche Grüße von "Onkel Sam" zum Kriegsende! Ein Besoffener fährt mit seinem Auto in die Bushaltestelle, wo du zusammen mit anderen Hausangestellten auf den "154er" wartest, und befördert dich und eine andere Frau für den Rest eures Lebens in den Rollstuhl, querschnitt-gelähmt. Umweltkatastrophe bei der Erdölförderung im Golf von Mexiko - BP heuert dich an, um mit giftigen Chemikalien gegen die Wasserverschmutzung anzukämpfen. Knapp ein Jahr später verlieren 5 Kinder ihren Vater durch Muskelschwund und Nierenversagen. Und fast jedesmal sagt irgendjemand: "Das Leben muss weitergehen!"

Es vergeht auch hier in Curitiba kein einziger Tag, an dem ich im Fernsehen oder beim Einkaufen nicht höre, wie der "Blitz aus heiterem Himmel" beim Onkel oder beim Schwager eingeschlagen hat, wie jetzt "guter Rat teuer" ist, wo die 14-jährige Tochter Drillinge zur Welt gebracht hat und der 17-jährige Vater vorläufig keine Alimente bezahlen kann, weil er mit Drogen erwischt wurde und einsitzt, und wie nun halt - was auch sonst - das Leben weitergehen muss!

Nachdem ich an einem Faschingsdienstag für über eine Stunde in der Gewalt von zwei bewaffneten Einbrechern war ("Keine dumme Bewegung oder ich knall dich ab!"), kann ich immerhin bestens nachempfinden, wie du dich fühlst, wenn dein "Leben für Momente an einem seidenen Faden hängt" und wenn du anschließend erzählen kannst, wie du mit dem Leben davongekommen bist - so wie das auch Edinilson da Souza in der nordostbrasilianischen Hafenstadt Olinda-Recife 52mal immer getan hatte. Denn 52mal war er in seinem kleinen Eckladen überfallen worden. 52mal hatten die Räuber Geld, Zigaretten und Spirituosen mitgehen lassen. 52mal hatte er hinterher berichtet, wie alles abgelaufen und wie er durch den Beistand seiner Schutzheiligen mit dem Leben davongekommen war. Nach dem 53. Überfall blieb Edinilson für immer stumm, weil ihn die Einbrecher mit einem Kopfschuss getötet hatten.

Aus Respekt vor den vielen Millionen Edinilsons, die täglich "vor der Zeit" ihren letzten Gang antreten müssen, sollten wir uns mit besserwisserischen Reden über den Wert und den Sinn des menschlichen

Lebens besser zurückhalten, sollten uns nicht als "Herren des Lebens" aufspielen oder meinen, unseren Nachbarn verbindlich sagen zu dürfen, wie das Leben zu schützen und zu gestalten ist!

Jeder von uns sollte zunächst mal im Rahmen seiner privaten und beruflichen Möglichkeiten für ein "menschenwürdiges Leben" in den Kampf ziehen - als Arzt, als Mutter, als Feuerwehrmann, als Krankenschwester, als Teilnehmer im Straßenverkehr, als Architekt, als Kaufmann und als Politiker.

Bleiben wir gleich mal bei den Politikern. Ich will von unseren Volksvertretern, den Frauen und Männern, die wir gewählt haben und die uns regieren, zum Hochheiligen Weihnachtsfest nicht hören, dass sie eigentlich schon immer das Gleiche gewollt hätten wie das „Kind in der Krippe“. Ich will von ihnen vielmehr wissen, wo genau sie nachhaltig „Frieden unter den Menschen gestiftet“ haben? Durch welche konkreten Maßnahmen sie derzeit dazu beitragen, „Wohlstand und Sicherheit auf Erden zu mehren“? Wo und wie sie für eine „gerechte Verteilung der lebensnotwendigen Güter“ gesorgt haben? Ich will Beweise dafür, dass sie ihrer obersten Verpflichtung nachgekommen sind – d.h. solide „Rahmenbedingungen“ zu schaffen für ein gut funktionierendes Gesundheitswesen sowie für eine stabile Wirtschaft und sichere Arbeitsplätze?!

Ich werde hier natürlich nicht verallgemeinernd behaupten, dass man „Politikern grundsätzlich nicht über den Weg trauen kann“. Nein. Aber auf die Finger schauen müssen wir ihnen immer! Zwei G-8-Gipfel („Gipfel der Unverschämtheit“) aus vergangenen Jahren belegen die Notwendigkeit strikter Kontrolle.

1. Okinawa (2000): Auf der südjapanischen Insel kamen damals die Vertreter der acht einflussreichsten und reichsten Nationen unseres Planeten zusammen, um sich über die „Armut in der Welt“ zu beraten. Kosten des Treffens: 1,6 Milliarden Mark. Rund 22000 Polizisten waren auf Okinawa im Einsatz – ausgestattet mit hitzeabsorbierender Unterwäsche und schlangenbissfestem Schuhwerk. Acht Kriegsschiffe und 140 Patrouillenboote schirmten die Bucht des Tagungsortes ab, weil Bill Clinton ungestört den Vorschlag machen wollte, dass künftig alle Dörfer und Einzel-

höfe der sogenannten Dritten Welt ein tragbares Computer-Set erhalten sollen. Denn niemandem, so sagte er, dürfe künftig der „Zugang zum Internet“ verweigert werden.

2. Heiligendamm (2007): In dem Ostseekurort hatte auf der Tagung der G-8-Chefs Afrika „oberste Priorität“. Um den Staaten Afrikas wirksam helfen zu können, so erklärte man, müsse dort in erster Linie die „Investitionssicherheit“ garantiert werden. Und der Hunger? Die Seuchen Aids und Malaria? Die von außen angezettelten Bürgerkriege? Warum wurden die mit keinem einzigen Wort in Heiligendamm erwähnt? muss man da zu Recht mit dem Schweizer Kritiker Jean Ziegler fragen.

Kann es sein, dass einige unserer europäischen Spitzenpolitiker noch immer nicht begriffen haben, dass ihre Entscheidungen mitunter auch im fernen Afrika verheerende Folgen haben können?! Nehmen wir zum Beispiel die in der EU praktizierte „Agrar-Dumpingpolitik“: rund 400 Milliarden Euro Produktions- und Exportsubventionen werden jedes Jahr ausgezahlt, und dadurch Bauern der EU in die Lage versetzt, ihr Getreide und ihr Gemüse zu „Schleuderpreisen“ auf den afrikanischen Markt zu bringen. Millionen von Kleinbauern in Ost-, Zentral- und Westafrika werden samt ihrer Familien zu besitzlosen „Proletariern“ gemacht. Als der bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer unlängst meinte „Wir sind doch nicht das Weltsozialamt“, war er sich ganz offensichtlich mal wieder nicht der Tatsache bewusst, dass er agrarpolitische Entscheidungen mitgetragen hat, die Millionen von Afrikanern zum Verhängnis wurden und im wahrsten Sinne des Wortes Leben zerstörten! Ist es da wirklich so verwerflich (oder verwunderlich!), wenn einige der Geschädigten aus dem Niger und aus Mali durch die Sahara hindurch sich auf den Weg machen, um in Bayern ihr Glück zu versuchen?!

Spätestens nach der schweren Finanzkrise von 2008 können ja auch die Banker (alles „ehrenwerte Kaufleute“, wie sie von sich selbst behaupten!) nicht mehr leugnen, dass sich viele ihrer Kollegen (vor allem im Investment-Bereich!) mit verbrecherischen Mitteln nicht nur persönlich bereichert, sondern durch ihre manipulativen Geschäfte mit schmutzigen Wertpapieren zig Länder an den Rand der Staatspleite und in

diesen Ländern zig Millionen von Menschen in die Arbeitslosigkeit befördert haben. Unglaublich, aber wahr: Goldman Sachs, eine der amerikanischen „Killer“-Banken, zahlte 2009 (also ein Jahr nach Beginn der Krise) an ihre rund 31000 Bediensteten schon wieder 22 Milliarden US-Dollar aus, ohne auch nur einen einzigen, flüchtigen Gedanken an die von ihr verursachte „schwere Lebenskrise ehemaliger Kunden“ zu verschwenden!

Nicht die Märkte haben damals „verrückt gespielt“, sondern völlig gewissenlose Zocker und Schwindler haben ihre „Raubzüge“ in allen Details am Schreibtisch und übers Telefon geplant und durchgeführt. Papst Franziskus braucht deshalb auch kein einziges i-Tüpfelchen von seiner massiven „Kapitalismus-Kritik“ im Lehrschreiben „Evangelii Gaudium“ (wo er von der Wirtschaft spricht, die tötet und die keine Ethik und kein Mitleid mehr kennt!) zurückzunehmen. Lange vor ihm hat bereits Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt ähnlich scharf geschossen und die „lebensverachtende Haltung“ bei den in der Branche geduldeten kriminellen Geld-Geschäften vehement verurteilt.

In seinem herrlichen Buch „Der Aufstieg des Geldes“ (das man nur jedem zur Lektüre empfehlen kann!) hat der schottische Harvard-Historiker Niall Ferguson an unzähligen Beispielen nachgewiesen, wie Politiker und Banker im Laufe der Menschheitsgeschichte immer wieder „Unheilige Allianzen“ gegen das Leben schlossen – wie sie an Kriegen (und danach am Wiederaufbau) bestens verdienten und wie es ihnen völlig „schnuppe“ war, wenn bei der Seeschlacht von Lepanto (1571) zwischen der Heiligen Liga und den Osmanen innerhalb von 3 Stunden 30000 Menschen starben, wenn bei der Schlacht von Minden (1759 – am Ende des 7-jährigen Krieges zwischen Briten und Preußen auf der einen und Franzosen auf der anderen Seite) über 50000 Soldaten an einem einzigen Tag ihr Leben lassen mussten, wenn in der Völkerschlacht bei Leipzig (im Oktober 1813) nahezu 100000 „tapfere Krieger“ den Tod fanden.

Zusammen mit unserem neuen argentinischen Verbündeten in Rom können wir es darum unmöglich einfach widerstandslos hinnehmen, dass jedes Jahr allein aus Deutschland Kriegsgerät im Wert von rund

9 Milliarden Euro exportiert wird! Geht das etwa nach Südamerika, nach Afrika, in den Nahen Osten und nach Asien, um dort für Schulkinder in Museen ausgestellt zu werden und um sicherzustellen, dass die lieben Buben und Mädchen schon von kleinauf eine Vorstellung von der „unvergleichlichen Schönheit moderner Präzisionswaffen“ bekommen?!

Oder können wir etwa (so wie die Mehrzahl der amerikanischen Bischöfe, deren Gedanken zuletzt fast ausschließlich um den „Schutz des ungeborenen Lebens“ kreisen!) einfach zur Tagesordnung übergehen, wenn wir aus seriösen Untersuchungen (vgl. die Arbeiten des US-Wissenschaftlers Stephen Schwartz) erfahren, dass die US-Regierungen zwischen 1940 und 2000, also innerhalb von 60 Jahren, nahezu 6 Billionen (!!) US-Dollar für ihr Atomwaffenarsenal ausgegeben haben – mehr als für die lebenswichtigen Bereiche der Land- und Energiewirtschaft, des Umweltschutzes, des Bildungswesens, der regionalen Entwicklung und der Beschäftigungspolitik zusammen?! Ist das vielleicht auch einer der Gründe, warum für ein gediegenes und allen Amerikanern (auch den Armen und den Schwarzen!) zugängliches Gesundheitswesen kein Geld vorhanden ist?

Von den vielen Betroffenen, die über die Jahre den Glauben ans „unteilbare Recht auf Leben und Würde“ verloren oder fast verloren haben, gehört der Kambodschaner Tun Channareth, den ich in Pnom Penh zweimal zuhause besuchte. Tun sitzt seit seinem 18. Lebensjahr im Rollstuhl, weil unter seinen Füßen eine Landmine explodierte. Er hat Angst vor den Politikern, die in regelmäßigen Abständen im Palast der Vereinten Nationen in Genf zusammenkommen und sich partout nicht auf ein Totalverbot von sogenannten „Anti-Personen-Minen“ einigen können. Seine bittere Erkenntnis: „Würden die Kinder dieser Leute von einer Landmine zerfetzt, gäbe es längst ein Verbot!“

Zwei Millionen seiner Landsleute (Opfer der Pol-Pot-Massaker) und mindestens 3,5 Millionen seiner vietnamesischen Nachbarn können die Frage nach dem Wert und dem Schutz des menschlichen Lebens nicht mehr stellen – sie starben in irrwitzigen Kriegen, in denen man mit der gleichen monströsen Besessenheit auf Uniformierte schoss wie auf unschuldige Zivilisten und

in denen man von einem „gelungenen Tag“ sprach, wenn man möglichst viele Leben ausgelöscht hatte.

Allen Verfechtern rassistisch und religiös motivierter Theorien vom „unwerten Leben“ oder vom „Untermenschen“, an dem man ungestraft biologische Experimente durchführen und den man nach Belieben verbrennen oder vergasen darf, gibt das biblische Lukas-Evangelium (8,26-39) – für Christen und Nichtchristen – eine bleibende und unmissverständliche Antwort. Dort wird die Heilung des Besessenen von Gerasa geschildert. Jesus befreit den Mann von den Dämonen und lässt diese in eine „große Schweineherde“ fahren, die in den See stürzt und ertrinkt. Für den Mann aus Nazareth zählt folglich das Wohl eines einzigen Menschen mehr als der Reichtum eines ganzen Dorfes.

Meine eigene Vermutung, dass unter den Armen unserer Erde nur noch tief enttäuscht über den „zynischen Umgang mit menschlichem Leben“ gesprochen wird, haben drei Personen gründlich widerlegt, denen ich in den vergangenen Jahren begegnet bin.

In Brasilien war es Waldomira Alves, eine arme Wäscherin. Zwölf eigene Kinder zog die heute 76-Jährige groß. Dreiundzwanzig fremde Kinder hat sie im Laufe von 41 Jahren adoptiert. Waldomira schätzt, dass mindestens 10 Findelkinder heute nicht mehr am Leben wären, hätten sie bei ihr kein Zuhause gefunden. Umgerechnet 265 Euro verdient sie pro Monat, indem sie (immer noch!) die schmutzige Wäsche reicher Leute wäscht.

In Südafrika beeindruckte mich Abel Mnguni. Seit 35 Jahren nimmt der kurz vor der Pensionierung stehende Familienvater sein stressiges Pendler-Dasein zwischen Siyabuswa und Pretoria in Kauf, weil er in seinem geliebten Südafrika schon viele kaputte Familien und Kinder gesehen hat, die ohne ihre in der Ferne arbeitenden Väter aufwachsen müssen. Abel gestand mir: „Ein paar lumpige Rand mehr auf dem Konto sind es nicht wert, dein Familienglück leichtfertig aufs Spiel zu setzen!“

Und schließlich in Burma: dort hat die aus dem Minderheitenvolk der Karen stammende junge Angela Komyar auf einen sicheren Studienplatz verzichtet, um während der nächsten 6 Jahre in abgelegenen

Bergdörfern Kranke zu pflegen, in den von der Zentralregierung vernachlässigten Schulen ihrer Heimatregion zu unterrichten und um kleinbäuerliche Genossenschaften organisieren zu helfen. „Für mich ist es eine unbeschreibliche Genugtuung“, sagt sie, „dass ich dazu beitragen darf, den seit Generationen verfolgten Menschen hier in den Karen-Bergen ein neues Selbstwertgefühl zu vermitteln.“

Wir sind in den vergangenen Jahrzehnten ja nun wirklich nicht irgendwelchen „Luftspiegelungen“ zum Opfer gefallen, wenn wir in unserer Kirche immer wieder Szenen eines extrem einseitigen Engagements fürs menschliche Leben registrieren mussten.

In Phoenix, im US-Bundesstaat Arizona, mussten Ärzte und Mitglieder des Ethikrates eines örtlichen katholischen Krankenhauses „Personenschutz“ anfordern, weil sie sich von hasserfüllten und gewaltbereiten „Lebensschützern“ bedroht fühlten. Warum? Der Ethikrat hatte einstimmig beschlossen, eine Schwangerschaftsunterbrechung vorzunehmen, um das Leben einer Mutter zu retten, deren Baby – nach fachärztlichem Befund – bei der Geburt gestorben wäre, zusammen mit der Mutter!

Über den Fall des 9 Jahre alten kleinen Mädchens in Olinda-Recife/Brasilien, das vom Stiefvater mit Zwillingen schwanger war und einer Abtreibung unterzogen wurde, weil es nach Einschätzung der Ärzte die Geburt nicht überlebt hätte, habe ich in einem „imprimatur“-Beitrag zum Thema „Gewalt in der Kirche“ 2010 berichtet.

Auch in Olinda-Recife hatten die militanten „Lebensschützer“, angeführt vom damaligen Erzbischof José Cardoso Sobrinho, einen wahren Feldzug gegen die Familie und die Ärzte des Kindes organisiert und mit Verleumdungen, Drohungen und Verwünschungen nicht gespart. Erbarmungslos!

Von peruanischen Freunden wurde mir berichtet, wie es zwischen dem äußerst umstrittenen Opus-Dei-Kardinal von Lima, Juan Luis Cipriani, und dem Rektor der dortigen katholischen Universität, Salomon Lerner, wegen des „Lebensschutzes“ zu einem schweren Eklat kam. Als Cipriani wieder einmal gegen die sogenannte „Wahrheits-Kommission“ polemisierte, die u.a. auch die Gewaltexzesse des Militärs während des Kampfes gegen den maoistischen „Leuchtenden Pfad“ untersucht hatte,

konterte Lerner: „Es reicht nicht, Eure Eminenz, das Leben nur zwischen Empfängnis und Geburt zu schützen!“

Juan Luis Cipriani hatte schon vor seiner Ernennung nach Lima, als er noch Erzbischof von Ayacucho war, gezeigt, wes Geistes Kind er ist. Auf einem Schild an der Tür zum bischöflichen Palais ließ er mitteilen:

„In Menschenrechtsfragen werden keine Beschwerden entgegen genommen!“

Werden wir nun aber von Leuten wie Cipriani nicht immer wieder als heimliche „Kindermörder“ verdächtigt, weil wir nicht am „Marsch für das Leben“ teilnehmen, wo einseitig nur für die Rechte des „Ungeborenen Lebens“ demonstriert wird. Uns allen und Jorge Mario Bergoglio in Rom geht es aber um die ganze Bandbreite des Lebens, d.h. um den Schutz und um die Förderung des menschlichen Lebens in allen seinen Abschnitten.

Wir brauchen da gar nicht eigens betonen (weil das selbstverständlich ist!), dass insbesondere die Schwachen und Gebrechlichen (Kinder und Alte) unserer schützenden Hand bedürfen – wozu u.a. gehört, dass ich einer Schwangeren oder einer Mutter mit Kleinkind sowie einem Rentner in den öffentlichen Verkehrsmitteln meinen Platz anbiete, bzw. junge Menschen auch schon mal auffordere, das ihrerseits zu tun. Es gibt ja nun wirklich tausend Momente in unserem Alltag, wo wir Mitmenschen das Leben erleichtern können – wenn du einem Behinderten über die Straße hilfst, wenn du einen anderen Verkehrsteilnehmer höflich einfädeln lässt, wenn du Freiwilligendienste im Seniorenheim und bei der „Tafel“ verrichtest oder wenn du beim Ausflug von Rollstuhlkindern mit anpackst!

Zusammen mit meiner Frau Margarete setze ich mich hier in Curitiba für „fußgängerfreundliche“ Bürgersteige ein. Denn unsere Bürgersteige sind teilweise in einem lamentablen Zustand – wo du beispielsweise plötzlich „ins Leere“ trittst, weil sich ein 30 Zentimeter tiefes Loch vor dir auftut oder unerwartete Bodenwellen dich ins Stolpern bringen. Wo jede Fahrt mit dem Kinderwagen oder mit dem Rollstuhl zu einem Hindernislauf wird. Wo der Bürgersteig auf der einen Seite der Straße auf einmal aufhört (dich in einer unübersichtlichen Kurve zum Überqueren der Straße zwingt) und auf der anderen Straßenseite dann weiter-

geht! Über die Helena Gorski, nach deren Familie die Straße benannt ist, sind an besagter Stelle drei (!) Autos hinweggefahren. Sie war sofort tot!

Erst dieser Tage war im hiesigen Fernsehen von Initiativ-Gruppen die Rede, deren Mitglieder ein gemeinsames Schicksal verbindet: Leute, deren Familienangehörige spurlos verschwunden sind oder bei brutalen Unfällen ums Leben kamen. Eltern, deren Kinder sexuellen Gewalttätern zum Opfer fielen und einer langfristigen Therapie bedürfen.

Wäre es unangemessen, unseren Freunden vom „Schutz des Ungeborenen Lebens“ zu empfehlen, sich künftig ein bisschen mehr für die erwähnten Gruppen-Initiativen (und ähnliche!) zu interessieren, weil's dort ja auch ums Leben und um bessere Lebensqualität geht?!

Ich werde den militanten „Pro Vita“-Vertretern unter gar keinen Umständen das Recht absprechen, „Ungeborenes Leben“ zu adoptieren. Schön wäre halt nur, wenn sie gleichzeitig ein paar Kinder jener zwergwüchsigen, in den Dornensteppen Zentralbrasilien lebenden Familien adoptieren würden, die sich zu Dritt einen ganzen Monat lang eine Dose Milchpulver teilen müssen?!

Es würde mich sodann wahnsinnig freuen, wenn die unter Johannes Paul II. und Benedikt XVI. so einseitig geförderten „Lebensschützer“ sich demnächst im nordbrasilianischen Bundesstaat Maranhão (Heimaterde des „Raubritter“-Familien-Clans der Sarneys) in den Kampf stürzen könnten, weil dort 84 Prozent aller Haushalte noch immer keinen Anschluss ans Abwassernetz haben und darum doppelt so viele Kleinkinder sterben wie anderswo in Brasilien. Oder wenn sie zwischendurch einfach mal (auf diesen Gedanken hat mich Margarete gebracht, die als Krankenschwester in einem Notfall-Krankenhaus arbeitet) Schlaganfall-Patienten wie Magdalena F. (48 Jahre und Mutter von 3 Kindern) bei ihrer verzweifelten Suche nach einem Krankenhausplatz unterstützten und sich bei dieser Gelegenheit wieder mal bewusst würden, dass auf Millionen von Menschen (nach der Geburt!) ein miserables Leben wartet, weil sie Frauen, weil sie arme Frauen und weil sie schwarze Frauen sind?!

Oder wenn sie gelegentlich auch mal gegen das „große Fressen“ in der BRD zu Felde zögen, wo sich die Folgekosten „falscher Ernährung“ jedes Jahr auf sagenhafte 55 Milliarden Euro belaufen? Oder wenn sie mitunter auch mal das Maul aufmachten, weil ein Drittel aller „Lebens“-mittel auf dem Müll landet?!

Wer von den sogenannten „Lebensschützern“ setzt sich dezidiert dafür ein (durch Kampagnen und direkte Ansprache), dass junge Menschen Frühuntersuchungen machen, um zu wissen, ob sie Aids haben oder nicht?!

Der Seuche Aids – müsste der nicht unser besonderes Augenmerk gelten, wenn wir in der Kirche übers „Leben“ sprechen?! 38 Millionen Menschen in aller Welt leiden an der Immunschwächekrankheit, 25 Millionen davon allein in Afrika. 3 Millionen (!) sterben jedes Jahr!

Bei einem Treffen mit südafrikanischen Bischöfen meinte Benedikt XVI. ja, dass „Enthaltensamkeit und Treue den einzig sicheren Weg weisen“ im Kampf gegen Aids. Und in einem seiner mit Peter Seewald verfassten Interview-Bücher hatte er von der Möglichkeit gesprochen, dass man evtl. bei den Schwulen (einer besonders gefährdeten Gruppe) über eine Aufhebung des Kondom-Verbots nachdenken könnte!!

Und wegen der Millionen von afrikanischen, asiatischen oder lateinamerikanischen Ehefrauen – würde es sich da nicht auch (um den zynischen Ausdruck zu gebrauchen) „lohnend“ nachzudenken?!

Mit welchem Recht eigentlich verurteilt sie ein Papst dazu, sich selbst und die künftigen Kinder „ungeschützt“ dem Aids-Risiko auszusetzen?! Werden hier nicht eiskalt und mit verbrecherischem Kalkül Millionen von Toten in Kauf genommen, nur um die Lehre von der angeblichen „Widernatürlichkeit einer künstlichen Geburtenkontrolle“ aufrecht erhalten zu können?!

Gilt hier nicht der Buchstabe des Gesetzes mehr als das menschliche Leben?! Und müssen wir uns hier nicht mit dem armen Jesus von Nazareth zornig erheben und empört rufen: Ihr gottverdammten Heuchler!? Übrigens haben Johannes Paul II. und Benedikt XVI. bei ihren Reisen ins außervatikanische Ausland nirgendwo dazu aufgefordert, kirchliche Räume für die Aids-Aufklärung und für die Aidsvorsorge

bereitzustellen! Warum? Weil man sich „mit unzüchtigen Sündern“ nicht gemein macht!

Immerhin wird über den seit den frühen 1980er Jahren weltweit wütenden Killer-Virus Aids innerhalb der Kirche nolens volens gesprochen. Hat ja auch mit Sex zu tun!! Da die Killer-Fliege Anopheles mit sexuellen „Abartigkeiten“ nicht in Verbindung gebracht werden kann, werden wir auch vergeblich nach päpstlichen Verlautbarungen über dieses teuflische Moskito und über die von ihm verursachte ebenso teuflische Malaria-Krankheit suchen! Es sterben jedes Jahr sehr viel mehr Menschen an der Wechselfieber-Krankheit Malaria als an Aids. Hat deshalb schon mal jemand von uns einen Aufruf des Vatikans an alle Bischöfe der Weltkirche vernommen, wo zur Verteilung von kostenlosen oder preisgünstigen Moskito-Netzen aufgerufen wird?!

Fest steht auf jeden Fall, dass wir innerhalb unserer katholischen Kirche selbst wieder konsequent gegen „lebensfeindliche Verirrungen“ Front machen müssen. Und ich meine da insbesondere die verschiedenen Formen der Gewalt.

Zu diesen „katholischen“ Gewalttätigkeiten – das möchte ich am Ende dieses Artikels noch eigens hervorheben – gehört u.a. der zynische Umgang mit den Lebens-„Erinnerungen“ einzelner Menschen und ganzer Völker. Ermessen wir eigentlich die schreckliche Menschenverachtung, die hinter der immer wieder zu hörenden Frage römischer „Autoritäten“ steckt: „Habt ihr denn nicht unsere Abhandlungen über das Frühe Christentum in Lateinamerika“ gelesen? Sollte es euch wirklich entgangen sein, dass unsere Chronisten längst alle Zweifel über eure Kultur, über eure Götter und über eure Geschichte ausgeräumt haben?!

Jeder Versuch, die „Erinnerungen“ einzelner Menschen oder ganzer Völker umzu-deuten, kleinzureden oder gar als falsch darzustellen, gehört zu den übelsten Angriffen auf die „lebens-erhaltenden Kräfte“, die in jedem von uns stecken. Wie oft haben Johannes Paul II. und Benedikt XVI. zum Beispiel bei ihren Besuchen in Lateinamerika die Anklagen kritischer Zeitzeugen ignoriert und dann wahrheitswidrig verkündet, dass es seitens der Kirche bei der Begegnung mit der Religion und der Kultur

der indianischen Urvölker unseres Kontinents nie Momente „feindlicher Übernahme“ gegeben hätte!

Wir brauchen unsere Erinnerungen, weil sie uns helfen, unseren „Lebensweg“ zurückzuverfolgen. Weil sie es uns ermöglichen, einzelne „Lebensstationen“ unter Umständen in neuem Licht zu sehen. Weil sie uns Aufschluss über die vielen „Verflechtungen in unserem Leben“ geben. Weil sie uns immer auch in die Lage versetzen „aus der Geschichte ganz allgemein und aus unserer Lebensgeschichte im Besonderen zu lernen“. Ich bete deshalb jeden Tag, dass der liebe Gott jeden einzelnen von uns und unsere Kirche als Ganzes -analog - vor Tagen wie dem 3. März 2009 bewahren möge, als in Köln das berühmte Stadtarchiv in eine U-Bahn-Baugrube reinrutschte und auf einen Schlag Zigtausende von zeitgeschichtlichen Dokumenten („Erinnerungen“) zerstört wurden!

(Unser Autor ist kirchlicher Journalist und lebt mit seiner Familie in Südbrasilien)

Rudolf Uertz

„Dafür sind die Kirchen nicht da!“

Hintergrund zu Kristian Buchna: Ein Klerikales Jahrzehnt? Kirche, Konfession und Politik in der Bundesrepublik während der 1950er Jahre, Baden-Baden, Nomos Verlagsgesellschaft 2014, 613 Seiten

Im zweiten Jahr seiner Amtszeit als Bundespräsident nahm Theodor Heuss in der katholischen Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“ zum Verhältnis von Religion und Politik, theologischer und philosophischer Ethik in der Bundesrepublik Stellung. Die Verbindung von christlich und demokra-

tisch in der Programmatik der Parteien sieht Heuss durchaus als legitim an. Was ihn aber als Staatsoberhaupt beunruhigte waren das Übergreifen religiös-theologischer Normen in die Politik und die Einflussnahme von Theologen und Kirchenvertretern auf das Staatshandeln im säkularen Gemeinwesen Bundesrepublik Deutschland.

Mit der Gründung und Konsolidierung der Bundesrepublik waren die protestantische und die katholische Kirche bestrebt, angesichts des ihnen nach 1945 zugewachsenen gesellschaftlichen und kulturellen Prestiges auch Einfluss auf die öffentliche Ordnung auszuüben. Aber nicht selten ging dieses Bestreben über den Rahmen hinaus, den das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland von 1949 den Kirchen und Religionsgemeinschaften einräumt. Ohne die Begriffe Konfessionalismus oder Klerikalismus zu bemühen kritisierte Heuss die Überschreitung kirchlich-theologischer Kompetenzen. Er habe den Eindruck, dass „die Theologen“ beider Kirchen in ablehnender Weise, „schon die Ethik für säkularisierte Religion halten“ und somit die der Glaubensethik entgegengesetzte Vernunftethik, auf der nun einmal die Menschenrechte und die Verfassung beruhen, einer „Überbewertung des Diesseitigen“ verdächtigen.¹ Ähnliche Mahnungen hatte Heuss schon im Parlamentarischen Rat 1948/49 an eifrige Unionsabgeordnete gerichtet, die die Präambel des Grundgesetzes schöpfungstheologisch fundieren wollten. Wir sollten nicht Gott für unsere Fehler verantwortlich machen, gab er den naturrechtlich argumentierenden Vertretern von CDU und CSU zu bedenken.² Von Heuss stammt denn auch die Einführung der Präambel: „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen“ Das Politik- und Verfassungsverständnis des Bundespräsidenten unterschied sich nicht wesentlich von dem Konrad Adenauers, wie dessen Haltung als Präsident des

¹ Theodor Heuss: Politik und Ethik, in: Rheinischer Merkur vom 13.3.1951.

² Vgl. Klaus Tanner: Gehört Gott in die Verfassung? Die Präambel des Grundgesetzes im Licht der europäischen Integration, in: Evangelische Kommentare 5 (1991), S. 260–264; R. Uertz: Konservative Kulturkritik in der frühen Bundesrepublik Deutschland. Die Abendländische Akademie in Eichstätt (1952–1956), in: Historisch-Politische Mitteilungen 8 (2001), S. 45–71.

Parlamentarischen Rates und als Bundeskanzler zeigt. Aber als Vorsitzender der Christlich-Demokratischen Union befand er sich in einem Dilemma. Die Unionsparteien verstanden sich nicht als Fortsetzung der katholischen Zentrumspartei. Mit der Gründung einer schichtenübergreifenden interkonfessionellen Partei von Katholiken und Protestanten wollte die Union von Katholiken und Protestanten nicht in die Abhängigkeit einer Kirche geraten.³

Von seiner Persönlichkeitsstruktur und seinem ausgeprägten Machtstreben her war Adenauer alles andere als ein Vertreter klerikaler Ambitionen. Schon früh kritisierte er den „klerikalen Hochmut“, den Geistliche beider Konfessionen pflegten. Und so bat Adenauer „seine Parteifreunde, dafür Sorge zu tragen, dass um Gottes Willen nicht dieser Zwist zwischen Katholischen und Evangelischen von neuem entflammt“. In der Öffentlichkeit wies der Bundeskanzler und CDU-Vorsitzende aus staatspolitischen und parteitaktischen Gründen Vorwürfe einer etwaigen Klerikalisierung und Konfessionalisierung des öffentlichen Lebens zurück. Intern zeigte er sich oftmals ‚empört‘ über politische Einmischungsversuche kirchlicher Stellen, zumal bisweilen dezidiert konfessionelle Forderungen erhoben wurden, die er als ‚unerträglich‘ empfand“ (Buchna, 18).

Trotz dieser Abgrenzung bot die Unionsprogrammatische bezüglich ihrer Orientierung an christlichen Wertvorstellungen, insbesondere am christlichen Naturrecht offene Flanken.⁴ Einwände gegen das christliche, gar vom Lehramt angeleitete Naturrechtsverständnis hegten nach 1945 vor allem protestantische Theologen. Der reformierte Schweizer Theologe Karl Barth, Mitverfasser der Barmer Theologischen Erklärung von 1934, riet den Protestanten ab, mit den „Römischen“, wie er die Katholiken nannte, in einer Partei zusammenzuwirken.⁵

³ Vgl. Prälat Carl Ulitzka: Soll der Klerus die Führung in der Öffentlichkeit übernehmen? In: Die Seelsorge 6 (1928/29), S. 321–328.

⁴ Vgl. R. Uertz: Christlich-demokratische Wertvorstellungen im Parlamentarischen Rat 1948/49, in: Historisch-Politische Mitteilungen 15 (8), S. 103–123.

⁵ Zur Kritik von Karl Barth, Martin Niemöller und anderen evangelischen Theologen am katholischen Naturrecht und einer „christlichen“ Partei vgl. Hans Gerhard Fischer: *Evangelische Kirche und*

Da das katholische Lehramt immer noch am Glaubensstaat festhielt, galt der weltanschaulich neutrale Staat lediglich als „Notbehelf“. Dessen Grundlagen, die Menschenrechte, waren für die katholischen Staatslehre und Kanonistik bis weit ins 20. Jahrhundert Inbegriff der Gottlosigkeit. Seit der Französischen Revolution 1789 wurden die liberalen Staats- und Rechtsgrundsätze von den Päpsten als widerchristlich verurteilt.⁶ Aber, das zeigen Belgische Revolution und Verfassungsreform 1830/31, die zugleich der Ursprung der Christlichen Demokratieidee ist: Die liberale, auf Grundrechten beruhende Ordnung muss keineswegs per se dem christlichen Glauben, dem kirchlichen Leben und der Religionsfreiheit abträglich sein.⁷

Papst Leo XIII. (1878–1903), der die Hypothek des zusammengebrochenen Kirchenstaates (756–1870) und der antiliberalen Positionen seiner Vorgänger übernommen hatte, hat deren Positionen etwas gemildert.⁸ Er empfahl zur Vermeidung eines größeren Übels – das heißt der Gefährdung der öffentlichen Ordnung und des inneren Religionsfriedens – die republikanische Ordnung dort anzuerkennen, wo sie sich historisch durchgesetzt hatte und empfahl den Staatslenkern und Regierungen, nichtchristliche Bekenntnisse im Gemeinwesen zu tolerieren. Doch waren die Katholiken als Staatsbürger und Mitträger der demokratisch-rechtsstaatlichen Ordnung bis einschließlich zum Pontifikat Pius' XII. – ungeachtet moderaterer päpstlicher Aussagen zur Demokratie theologisch und kirchenrechtlich betrachtet – diskreditiert.⁹

Demokratie nach 1945. Ein Beitrag zum Problem der politischen Theologie, Lübeck 1970, S. 72ff.

⁶ Vgl. Theodor Meyer: Die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts, Freiburg i. Br. 1868, S. 124.

⁷ Vgl. Hans Maier: Revolution und Kirche. Zur Frühgeschichte der Christlichen Demokratie, 6. Aufl., München 2006.

⁸ Vgl. R. Uertz: Die Katholische Kirche und ihre Kompatibilität mit dem Verfassungsstaat, in: Staat und Religion. Neue Anfragen an eine vermeintlich eingespielte Beziehung, hrsg. von Katharina Ebner / Tosan Kraneis u.a., Tübingen 2014, S. 49–65.

⁹ Noch im Lehrbuch des Kirchenrechts von Klaus Mörsdorf, Bd. 1, 10. Aufl., München 1959 (sowie 11. Aufl., Paderborn 1964), S. 63, heißt es: „Die Kirche hat daher einen *notwendigen Bezug zu den natürlich-sittlichen Lebensbetätigungen* und muß über diese soweit bestimmen können, als es zur Erfüllung ihrer göttlichen Sendung notwendig ist. Andererseits will die Kirche durchaus nicht, dass der Staat sich von den Angelegenheiten der Religi-

Kirchenrecht und christliche Staatslehre vermochten den Katholiken keinen angemessenen Status als Bürger und als Politiker zuzuweisen.

Wie weit die katholische Staats- und Soziallehre selbst noch in den 1950er Jahren schöpferisch- und offenbarungstheologisch orientiert war, zeigt die Eingabe des Vorsitzenden der Deutschen bzw. der Fuldaer Bischofskonferenz. So legte der Kölner Erzbischof Kardinal Joseph Frings 1953 im Namen der Katholischen Kirche Widerspruch ein gegen die Initiative des deutschen Gesetzgebers, die Gleichberechtigung von Mann und Frau in allen Rechtsbereichen zu verwirklichen. Das Grundgesetz von 1949 hatte es nämlich gemäß Artikel 3 Abs. 2 dem Gesetzgeber als Pflicht auferlegt, die entsprechende Gesetzgebung bis zum 31. März 1953 durchzuführen. Inhaltlich ging es dabei um die Beseitigung des Rechtes des Mannes, als Familienoberhaupt im Falle von Familienstreitigkeiten vor allem in Erziehungsfragen das ausschlaggebende Wort zu sprechen („Stichentscheid des Mannes“).

In einem Hirtenwort der deutschen Bischöfe vom 30. Januar 1953 hieß es: „Wer grundsätzlich die Verantwortung des Mannes und Vaters als Haupt der Ehefrau und der Familie leugnet, stellt sich in Gegensatz zum Evangelium und zur Lehre der Kirche. Die Lehre von der Autorität des Mannes entspricht der Schöpfungsordnung und ist in Gottes Wort klar bezeugt“¹⁰ (vgl. Buchna, 401). Der Münchener Kirchenrechtler Klaus Mörsdorf schreibt in seinem Gutachten: „Das kirchliche Lehramt und die kanonistische Rechtslehre sehen in der hierarchischen Zuordnung der Gatten ein göttliches Grundgesetz der Ehe, das weder durch menschliche Gesetze noch durch Abreden der Vertragspartner abgeschafft oder abgeändert werden kann.“¹¹

on und Sittlichkeit fernhalte, sondern erwartet von ihm eine positive *Förderung der wahren christlichen Religion*. Der religiös neutrale Staat der Neuzeit erscheint ihr als nationale Apostasie.“

¹⁰ Gemeinsames Hirtenwort der deutschen Bischöfe vom 30.1.1953, zit. nach Wilhelm Korff: *Wie kann der Mensch glücken? Perspektiven der Ethik*, München 1985, S. 167.

¹¹ K. Mörsdorf: *Die rechtliche Stellung von Mann und Frau in Ehe und Familie nach kanonischem Recht*, in: *Zeitschrift für das gesamte Familienrecht/FamRZ* 1 (1954), zit. nach Korff, 369. – Es waren keineswegs nur Witzebolde, die Brautleuten

Selbstredend wurde dieses Ansinnen der Katholischen Kirche von Bundeskanzler Konrad Adenauer abgewiesen. Ein Büttel des Klerus konnten und wollten er, seine Partei und die von ihm geführte Bundesregierung nicht sein. Andererseits aber hatte Adenauer Vorteile aus bestimmten Wirkweisen des Klerikalismus gezogen, sofern dieser ihm parteipolitisch und wahltaktisch genehm war.¹² Wie weit er diesbezüglich auf die Haltung der Amtskirche und ihre Rolle als Mehrheitsbeschaffer seiner Partei bei Wahlen setzte, zeigt sich in einer Vorstandssitzung der CDU-Bundespartei in Bonn Mitte Januar 1958. In dieser Sitzung war es bezüglich der Frage des besonderen Verhältnisses der Katholischen Kirche zu den Unionsparteien zwischen Adenauer und Eugen Gerstenmaier zu einem heftigen Streit gekommen.

Was war passiert? Bei den Wahlen zum Dritten Deutschen Bundestag 1957 hatte die CDU die absolute Mehrheit errungen. Die SPD lag um fast 20 Prozentpunkte abgeschlagen hinter den Unionsparteien. Die SPD-Führungsriege hatte sich daher zu einem radikalen Reformkurs entschlossen, der im Godesberger Grundsatzprogramm der SPD (1959) seinen Niederschlag finden sollte. Dieses Reformprogramm sollte neben dem Humanismus und der klassischen Philosophie künftig auch die christliche Ethik als Zugangsweise zum demokratischen Sozialismus hervorheben. Um den angezielten Kurswechsel von ihrer marxistisch-sozialistischen Herkunft zu einer linksdemokratischen sozialen Volkspartei

nahelegten, „bei Eingehung der Ehe die hierarchische Zuordnung der Gatten, also die Hauptstellung des Mannes, grundsätzlich durch positiven Vorbehalt“ auszuschließen, was die Chancen erhöht hätte, die Ehe im Falle eines Scheiterns durch ein kirchliches Ehegericht für nichtig erklären zu lassen. Denn es stellte sich die Frage, ob es durch einen solchen positiven Vorbehalt kirchenrechtlich gesehen „dann überhaupt zum Abschluss eines gültigen Ehevertrags kommt“; vgl. Paul Mikat, in: *FamRZ* 7 (1960), S. 301 ff., zit. nach Korff, 369.

¹² Vgl. Thomas Ellwein: *Klerikalismus in der deutschen Politik*, München 1955, sah die weltanschaulichen Gegensätze in der Bundesrepublik als Behinderung „für das Entstehen eines gemeinsamen demokratischen Lebensstiles“; R. Uertz: *Christliche Parteien und kirchliche Disziplin. CDU und CVP im Kampf um das Saarstatut*, in: Jörg Hentzschel-Fröhlings / Guido Hitze / Florian Speer (Hrsg.), *Gesellschaft - Region - Politik. Festschrift für Hermann de Buhr, Heinrich Küppers und Volkmar Wittmütz*, Norderstadt 2006, S. 415-440.

bewerkstelligen zu können, mussten die Sozialdemokraten also künftig verstärkt um die Stimmen katholischer Wähler werben, deren Voten bis dahin rund zwei Drittel der Unionsstimmen ausmachten.

Als Arbeitnehmerpartei, die den DGB-Gewerkschaften eng verbunden war, war es für die SPD naheliegend, den erhofften Stimmenzuwachs künftig in linkskatholischen Kreisen, d.h. vor allem in der katholischen Arbeitnehmerschaft und bei den Linksintellektuellen anzuzielen. Im Rahmen der Vorbereitungen des Godesberger Programms kam es Anfang Januar 1958 zu Gesprächen zwischen SPD-Spitzenpolitikern und hochrangigen Vertretern der katholischen Soziallehre, unter ihnen die katholischen Sozialethiker Gustav Gundlach SJ von der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom und Oswald von Nell-Breuning SJ von der Philosophisch-Theologischen Hochschule, St. Georgen in Frankfurt am Main.

Inhaltlich ging es in den Gesprächen um die ideologische Standortbestimmung der Sozialdemokratie im Vergleich zum Politik- und Gesellschaftsverständnis der katholischen Sozialethik.¹³ Der Umstand, dass die bis dahin von den deutschen Bischöfen unterbundenen Kontakte zwischen Vertretern der Katholischen Kirche und der SPD (Buchna, 406 f.) ausgerechnet in einer öffentlichkeitswirksam angelegten Tagung der Katholischen Akademie in Bayern im Januar 1958 zum Thema „Christentum und Demokratischer Sozialismus“¹⁴ wieder aufgenommen worden waren, brachte den CDU-Vorsitzenden aus der Fassung. Er fürchtete, dass weitere Gespräche zwischen Sozialdemokraten und renommierten katholischen Theologen die SPD künftig „hoffähig“ machen und für das katholische Wahlvolk eine Alternative zu den Unionsparteien darstellen würden.

Adenauer war in der CDU-Vorstandssitzung, die nur wenige Tage nach der

Münchener Akademietagung im Januar 1958 in Bonn stattfand, hocherregt und kündigte laut Protokoll an, durch Intervention beim Münchner Kardinal Wendel solche Gespräche künftig zu verhindern. Tatsächlich ging der Bundeskanzler sogar so weit, sich bei Papst Pius XII. darüber zu beschweren, dass sich offizielle Vertreter der Katholischen Kirche und, allen voran der „ehrgeizige“ (Adenauer) Direktor der Katholischen Akademie in Bayern, Prälat Karl Forster, „dazu hergegeben“ haben, Gespräche dieser Art mit der SPD zu führen und auszuloten, unter welchen Bedingungen die SPD für Katholiken wählbar sei.

„Dafür sind die Kirchen nicht da!“, rief Adenauer seinem Parteifreund Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier zu. Wie Adenauer sah auch Gerstenmaier die Gefahren, die für die CDU von einer Annäherung der katholischen Kirche an die Programmatik eines demokratischen Sozialismus ausgehen würden. Doch betonte Gerstenmaier als evangelischer Theologe, dass es „der Respekt vor den Kirchen aller Konfessionen“ der Union gebiete, „dass wir ihre Motive respektieren und anerkennen“. Der als Berichterstatter der Akademietagung aus München angereiste CSU-Generalsekretär Friedrich Zimmermann teilte ganz und gar die Sicht Adenauers und meinte, man müsse „dafür sorgen, dass es eine einmalige Sache bleibt. Der Herr Bundeskanzler wird sich persönlich bemühen müssen. Dann wird diese Sache in Vergessenheit geraten.“¹⁵

Aber diese Sache geriet nicht in Vergessenheit. Vielmehr wurde die Münchener Tagung zum Fanal für die Unionsparteien. Sie war nämlich der Auftakt weiterer Gespräche zwischen Mitgliedern der SPD-Grundsatzprogrammkommission und Vertretern der katholischen Soziallehre, insbesondere mit Oswald von Nell-Breuning.¹⁶ Neben seiner Tätigkeit als Professor für christliche Gesellschaftslehre war er auch Berater der

¹³ Vgl. R. Uertz: Annäherungen: Christliche Sozialethik und SPD, in: Historisch-Politische Mitteilungen, 13 (2006), S. 93–120.

¹⁴ Vgl. Karl Forster (Hrsg.): Christentum und demokratischer Sozialismus, München 1958. Referenten und Diskussionspartner der Münchener Akademietagung waren von sozialdemokratischer Seite u. a. Adolf Arndt, Carlo Schmid, Gerhard Weisser und Willi Eichler, Vorsitzender der Grundsatzprogrammkommission der SPD.

¹⁵ Zitate: Adenauer: „... um den Frieden zu gewinnen.“ Die Protokolle des CDU-Bundesvorstands 1957–1961, bearbeitet von Günter Buchstab, Düsseldorf 1994, S. 73 ff.

¹⁶ O. v. Nell-Breuning: Wie sozial ist die Kirche? Leistung und Versagen der katholischen Soziallehre, Düsseldorf 1972, S. 95, sieht im „gesellschaftspolitischen Teil des Godesberger Grundsatzprogramms der SPD nicht mehr und nicht weniger als ein kurzgefasstes Repetitorium der katholischen Soziallehre“.

IG-Metall sowie des DGB. Der Jesuit hatte auch gegen die Haltung eines Großteils der deutschen Bischöfe Stellung bezogen, die den katholischen Arbeitnehmern nahelegten, nicht in den DGB-Gewerkschaften, sondern in den 1955 gegründeten Christlichen Gewerkschaften ihre Arbeitnehmerinteressen zu vertreten.

Nell-Breuning dagegen verteidigte die politische Autonomie der Katholiken und deren gutes Recht, eigenverantwortlich die Wahl ihrer Partei und Gewerkschaft zu bestimmen. Eingedenk der restriktiven Haltung des deutschen Episkopats zwischen 1900 und 1914,¹⁷ der den katholischen Arbeitern aus theologischen Gründen den Beitritt zu interkonfessionellen Gewerkschaften verboten hatte, votierte der Frankfurter Jesuit pragmatisch zu Gunsten der verantwortungsethischen Haltung und ignorierte damit die Sozial- und Moraldoktrin des Lehramtes¹⁸ und den integralistisch-konfessionalistischen Kurs von Teilen der deutschen Bischöfe in der Gewerkschaftsfrage.

Doch erst mit dem politik- und sozialethischen Kurswechsel der katholischen Sozialethik, den Johannes XXIII. mit seinen Enzykliken „Mater et magistra“ (1961) sowie „Pacem in terris“ (1963) einleitete und den schließlich das II. Vatikanum (1962–1965) mit einer Reihe von Dekreten („Kirche in der Welt von heute“, „Erklärung über die Religionsfreiheit“ u. a.) vollzogen haben, waren die theoretischen Grundlagen für ein von Verantwortungsethik getragenes Handeln der Katholiken in Gesellschaft, Politik und Kultur („Autonomie der Kultursachbereiche“; Gaudium et spes Nr. 55, 76) geschaffen und die Voraussetzungen für die Anerkennung der Menschenrechte sowie des demokratischen Rechts- und Verfassungsstaates durch das kirchliche Lehramt gegeben. Damit aber war zwangsläufig auch das Verhältnis der katholischen Kirche zu den demokratischen Parteien in eine neue Phase gerückt.¹⁹

¹⁷ Vgl. O. v. Nell-Breuning: Der deutsche Gewerkschaftsstreit um die Jahrhundertwende, in: Festschrift für Otto Brenner, hrsg. von Peter von Oertzen, Frankfurt a. M. 1967, S. 19–32.

¹⁸ Vgl. hierzu O. v. Nell-Breuning: Zur Programmatik politischer Parteien (Zeit- und Streitfragen, Heft 1), Köln 1946.

¹⁹ Vgl. Wolfgang Thierse (Hrsg.): Religion ist keine Privatsache, Düsseldorf 2000, u. a. die Beiträge

Wenngleich das II. Vatikanische Konzil als das Ende der Konstantinischen Ära gewürdigt wurde, so blieben doch in der Kanonistik Ansprüche des Klerus erhalten, die diesem jederzeit Eingriffe in das soziale, politische, kulturelle Leben und nicht zuletzt Übergriffe in den persönlichen Verantwortungsbereich der Gläubigen erlaubten. Die Enzyklika *Humanae vitae* (1968) von Papst Paul VI. bildete den Auftakt. Viele Maßregelungen, Hirtenbriefe, Erklärungen, Verlautbarungen, päpstliche Ansprachen, Enzykliken und nicht zuletzt die Einbeziehung restriktiver Normen und Maßnahmen ins Kirchenrecht folgten.²⁰

Ein markantes Beispiel aus der jüngeren Zeit ist das Agieren des Präfekten der Glaubenskongregation Joseph Kardinal Ratzinger in der Schwangerenkonfliktberatung 1999/2000, sein Düpieren der deutschen Bischöfe und schließlich seine konfliktive Strategie gegenüber dem deutschen Laienkatholizismus. In einem Schreiben vom September 2000 an den bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber erhebt Kardinal Ratzinger den Vorwurf,²¹ mit der Förderung der von Katholiken getragenen Beratungsorganisation *Donum Vitae* wolle die Bayerische Staatsregierung bzw. die CSU „praktisch auf eine Abtrennung der Laienchristen von der Hierarchie und insbesondere von Rom abzielen und damit einen Dualismus von Laienkatholizismus und sogenannter Amtskirche schaffen, der auf Dauer einen tiefen Riss in die Kirche tragen muss und das Wesen des katholischen Verständnisses von Glaube und Kirche zuinnerst verletzt. (...) Die grundlegende Philosophie von *Donum Vitae*“, so heißt es in dem Schreiben weiter, ziele „darauf ab, die Gesamtheit der Priester als eine eigene Kirche – die Amtskirche – darzustellen und ihr die Gesamtheit der Laien als eine selbständige Größe gegenüberzu-

von Ernst Wolfgang Böckenförde, Karl Gabriel, Ludger Honnefelder, Hans Langendörfer, Heinz Rapp, Burkhard Reichert und Jürgen Werbick.

²⁰ Vgl. R. Uertz: Dem Wunder- und Unfehlbarkeitsglauben auf der Spur. Joseph Kleutgen, die Nonnen von Sant’Ambrogio und die Langzeitwirkungen der Neuscholastik, in: *imprimatur* 6 (2013), S. 234–240.

²¹ Brief von Joseph Cardinal Ratzinger an Dr. Edmund Stoiber, Bayerischer Ministerpräsident, vom 15. September 2000; vgl. auch R. Uertz: Das weltliche Recht und der kirchliche Gehorsam. Zum Konflikt um *Donum Vitae*, in: *Die politische Meinung* Nr. 397 (2001), S. 81–84.

setzen. „Den Widerstand, den die deutschen Katholiken gegen die „integrale Auffassung“ des päpstlichen Lehramtes in der Angelegenheit der deutschen Regelung der Schwangerenkonfliktberatung in Gang setzten, deutet Ratzinger als „Glaubensschwäche, ja Glaubenslosigkeit“.²² Die Fortschreibung des Klerikalismus bzw. Integralismus im Ansinnen Kardinal Ratzingers ist deutlich erkennbar.²³

Dies sind die Themen und Problemstellungen, denen sich die Dissertation von Kristian Buchna widmet. Seine Untersuchung beschränkt sich allerdings auf die 1950er Jahre und begrenzt den Untersuchungsgegenstand auch thematisch, insofern das Verhältnis von Politik und Religion, Staat und Kirche vorwiegend am Beispiel der Arbeit des Leiters des Katholischen Büros Bonn, Prälat Wilhelm Böhler (er vertrat 1950 bis 1958 die Interessen der katholischen Kirche gegenüber den staatlichen Verfassungsorganen und den politischen Parteien) und Bischof Hermann Kunst (1950 bis 1977 Bevollmächtigter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland bei der Bundesrepublik Deutschland) geschildert wird. Buchna kann sich auf reichliches Quellenmaterial stützen. Um den Stoff zu beschränken verzichtet er auf die detailliertere Schilderung der behandelten Fälle und Konflikte. Solide spürt er der Art und Weise der Interessenvertretung der beiden kirchenpolitischen Repräsentanten in Bonn nach. Seine Untersuchung bietet interessante Einblicke in das konfessionelle Klima der Konsolidierungsphase der Bundesrepublik. Reizvoll sind dabei nicht zuletzt die Vergleiche zwischen dem rheinischen Prälaten Böhler, „einer kirchenpolitische(n) Schlüsselfigur ersten Ranges“ und dem aus Westfalen stammenden evangelischen Bischof Hermann Kunst, die beide biographisch und im Hinblick auf ihre

²² Hans Maier: Böse Jahre, gute Jahre. Ein Leben 1931 ff., München 2011, S. 371, sieht in Kardinal Ratzingers Verhalten eine Art „déformation professionnelle“ des berufsmäßigen Glaubenswächters, der überall den Glauben in Gefahr sah, auch bei Fragen, über die man verschiedener Meinung sein konnte“. Zur Kontroverse zwischen J. Ratzinger und H. Maier um *Donum Vitae*, vgl. ebd. 368–372.

²³ Vgl. O. von Nell-Breuning: Integralismus, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 5 (1960), Sp. 717 f. Vgl. zum Thema auch Thomas Gauly: *Katholiken. Machtanspruch und Machtverlust*, Bonn 1991.

theologischen und konfessionellen Prägungen hin charakterisiert werden.

Buchna kennzeichnet Böhlers Arbeit als „Parteinahme des Katholischen Büros“ zugunsten der Unionsparteien, während er die Haltung des Lutheraners Kunst als „Äquidistanz des EKD-Bevollmächtigten“ beschreibt (398, 415). Der Begriff Klerikalismus dient Buchna vorwiegend zur Kennzeichnung der politischen Einflussnahme der Katholischen Kirche, während er die Wirkweise des protestantischen Kirchenvertreter dem Konfessionalismus zurechnet. Konsequenz ist dies insofern, als das protestantische Kirchen- und Amtsverständnis keinen Klerus kennt und die evangelische Sozialethik sich in der Phase des Untersuchungszeitraums wesentlich von der katholisch-neuscholastischen Variante unterschied.²⁴ Das bedeutet allerdings nicht, dass nicht auch vom protestantischen Glaubens- und Kirchenverständnis her beeinflusste, religiös-interessenbestimmte Überschreitungen in den säkularpolitischen Raum hinein erfolgt wären. Der katholische Integralismus, der in Buchnas geschichtswissenschaftlicher Arbeit verständlicher Weise nur in Maßen in seinen theologischen Dimensionen und Verstrickungen behandelt wird, fand in der nachvatikanischen Phase, so in der neuen Politischen Theologie seit Mitte der 1960er Jahre, eine Nachfolge.²⁵ So konstatiert Oswald von Nell-Breuning, dass dem Integralismus bzw. Supranaturalismus von rechts nunmehr ein Supranaturalismus von links gefolgt sei.²⁶ Dabei beschreibt der Jesuit die unter anderen Vorzeichen erfolgten theologischen Übergriffe ins Politische ganz ähnlich wie Theodor Heuss. Möge die

²⁴ Vgl. das erste, in evangelisch-katholischer Zusammenarbeit konzipierte Kompendium *Handbuch der Christlichen Ethik*, hrsg. von Anselm Hertz / Wilhelm Korff / Trutz Rendtorff / Hermann Ringeling, 3 Bde., Freiburg / Gütersloh 1978–1982, der christlichen Ethik.

²⁵ Vgl. Johann B. Metz: *Zur Theologie der Welt*, München 1968; Helmut Peukert (Hrsg.): *Diskussion zur „Politischen Theologie“*, Mainz/München 1969.

²⁶ Nach Nell-Breuning: „Politische Theologie“ – einst und jetzt, in: *Stimmen der Zeit* 186 (1970), S. 234–246, hier: 238, kann nach dem II. Vatikanum ein „Integralismus von der Art, wie er unmittelbar vor dem 1. Weltkrieg sein Unwesen trieb, sich kaum noch breit machen. Aber der ihm zugrunde liegende einseitige Supranaturalismus ist durchaus nicht tot; nur der theologische Ansatz ist heute ein anderer.“

Motivation für politisches und gesellschaftliches Handeln auch religiös-theologisch grundiert sein, so obliege die verantwortungsethisch zu treffende politische Entscheidung der gesellschaftlich-geschichtlichen Vernunft des Menschen.

Rudolf Uertz

Die Orthodoxe Kirche in Russland und ihr Verhältnis zum Westen

Bis zur Perestroika Mitte der 1980er Jahre war die Russische Orthodoxe Kirche (ROK) fast durchweg in den Untergrund gedrängt. Zeitweise wurde sie toleriert, teilweise versuchte man – mitunter in Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen – einen Modus vivendi mit dem kommunistischen System zu finden. Nach dem Zusammenbruch am Ende der Sowjetunion 1991 haben Religion und kirchliches Leben eine Renaissance erfahren. Die ROK ist in das öffentliche Leben Russlands zurückgekehrt. Sinnbild der Wiederherstellung der Orthodoxie ist der Wiederaufbau der Christus-Erlöser-Kathedrale in Moskau, die seinerzeit auf Befehl Stalins abgerissen wurde.

Renaissance der Religion und die Soziallehre der ROK

Die Einweihung der Christus-Erlöser-Kathedrale im August 2000 wurde im Rahmen einer Jubiläums-Bischofssynode begangen, die der Vollendung des zweiten christlichen Millenniums gewidmet war. Diese Synode hat erstmals in der Geschichte der Orthodoxie eine *Sozialdoktrin* (andere sprechen lieber von *Sozialkonzeption*) verabschiedet.¹ Teilnehmer der Synode wa-

¹ Wesentlich größeres Interesse als die Verabschiedung der Sozialdoktrin 2000 fand in Öffentlichkeit die auf der Bischofssynode vollzogene Heiligsprechung des Zaren Nikolaus II. und seiner Familie, die durch die Bolschewiken am 16./17. Juli 1918 in Jekaterinburg ermordet wurden. Vgl. zum Ganzen Rudolf Uertz: Einführung in die politische

ren 150 Bischöfe der ROK. Ihnen oblag es, über das unter der Leitung des Metropoliten Kyrill von Smolensk und Kaliningrad, des Leiters des Außenamtes der ROK (seit Januar 2009 ist Kyrill Patriarch von Moskau und ganz Russland) erstellte Sozialkonzept zu verfassen. Das Dokument ist das Produkt eines Expertenkreises, dem 26 Mitglieder aus verschiedenen theologischen, sozial- und naturwissenschaftlichen Fachgebieten angehörten.²

Die Soziallehre der ROK unterscheidet sich wesentlich von der katholischen und der evangelischen Sozialethik, wenngleich sie andererseits mit dieser die biblischen und frühchristlichen Grundlagen teilt. So beruht die orthodoxe Soziallehre auf den Schriften des Alten und Neuen Testaments, dem byzantinisch-hellenistischen Erbe und der sogenannten Väterlehre sowie einzelner kirchlicher Autoritäten aus verschiedenen Jahrhunderten.

Die von westlichen Theologen häufig vertretene *These vom Fehlen einer orthodoxen Soziallehre* ist demnach erläuterungsbedürftig.³ Patriarchen, Metropoliten und andere orthodoxe Geistliche haben sich wohl zu allen Zeiten immer wieder zu sozialen und politischen Fragen geäußert und auch wiederholt Kritik an ungerechten gesellschaftlichen Zuständen und an den politischen Herrschern geäußert; aber sie vermochten keine systematisch entfaltete Staats- und Soziallehre zu entfalten, wie dies katholische Gelehrte und Geistliche in den mittelalterlichen Fürstenspiegeln und philosophisch-theologischen Traktaten (Thomas von Aquin u.a.), der frühneuzeitlichen Barockscholastik (Robert Bellarmine, Francisco Suarez u.a.) und den Sozia-

Theorie des russisch-orthodoxen Christentums, in: Die Grundlagen der Sozialdoktrin der Russisch-Orthodoxen Kirche. Deutsche Übersetzung mit Einführung und Kommentar, hgg. von Josef Theising / R. Uertz, Sankt Augustin 2001, S. 134 ff.)

² Vgl. Vortrag des Metropoliten Kyrill, in: Die Sozialkonzeption der ROK. Ein Dokument der sozialen Verantwortung. Wissenschaftliche Enquete der Stiftung PRO ORIENTE am 10. und 11.10.2003 in Wien, Bialystok 2003, S. 11–14; Vsevolod Chaplin: Die Sozialdoktrin der ROK vom August 2000. Hintergründe, Entstehung, Inhalte, in: Beginn einer neuen Ära? Die Sozialdoktrin der ROK vom August 2000 im interkulturellen Dialog, hgg. von R. Uertz / Lars Peter Schmidt, Moskau 2004, S. 11–41.

³ Vgl. Gregor Larentzakis: Orthodoxe Kirche und Soziallehre, in: Katholisches Soziallexikon, hgg. von Alfred Klose u.a., Innsbruck und Graz 1980, Sp. 2016–2022.

lenzyklischen der Päpste seit dem 19. Jahrhundert unternahm – eine Entwicklung, wie sie ähnlich auch der Protestantismus in wissenschaftlichen sozialemischen Untersuchungen⁴ und kirchlichen Denkschriften (seit 1962) kennt.⁵

Besonderheiten der Russischen Orthodoxie aus der Sicht der Westkirchen

Die ROK-Doktrin 2000 hatte entsprechend das Kunststück zu vollbringen, eine Brücke zu schlagen von den biblischen und altkirchlichen Quellen hin zu den aktuellen Herausforderungen von russischer Kirche und Gesellschaft nach dem Ende der Sowjetunion.⁶ Möglich war dies, indem man die theologische Tradition mit praktisch-ethischen Leitideen verband. Eine systematisch durchgebildete Sozialethik, wie sie die Westkirchen entfaltet, konnte und wollte die ROK nicht kreieren, auch wenn man sich streckenweise – bewusst oder unbewusst – in bestimmter Hinsicht an der naturrechtlichen Staats- und Soziallehre in der Phase der Neuscholastik (ca. 1850–1958) orientierte. Das bedeutet, dass man ethische Vorzugsregeln, Grundsätze, Prinzipien, soziale Praktikabilitätsregeln und Toleranznormen zusammenstellte, soweit diese mit der orthodoxen Theologie und der russisch-orthodoxen Kultur kompatibel erschienen.

Die orthodoxe Soziallehre orientiert sich vornehmlich am platonischen Bild des politischen Gemeinwesens als einem organischen Ganzen, wie es auch in der Kirchenlehre (z. B. der paulinischen *Leib-Glieder-*

Analogie) zum Ausdruck kommt. Vom organologisch-ganzheitlichen Staats- und Gesellschaftsverständnis her ist es jedoch kaum möglich, die *Person als Rechtssubjekt* zu verstehen und Verbindungslinien zur modernen Anthropologie, zur Sozialwissenschaft und liberalen Rechtstheorie zu ziehen. Die Reinheit und Unveränderlichkeit des orthodoxen Glaubens soll vielmehr erhalten werden und ein von den Problemstellungen der säkularen, gottfernen Welt her diktierte Soziallehre bzw. Soziologie vermieden werden.

Die Staats- und Soziallehre der katholischen und der protestantischen Kirche beruhen dagegen auf scholastischen und spätscholastischen Schriften, die den Persongedanken und die Vorstellung vom Einzelnen als handelndem Subjekt bereits vor geprägt hatten. So war es der Sozialethik der Westkirchen möglich, in kritischer Auseinandersetzung mit den modernen sozialwissenschaftlichen Strömungen und politischen Bewegungen die *Menschenrechte* sowie die liberal-demokratischen und rechtsstaatlichen Verfassungsideen – nach mehr als einem Jahrhundert entschiedener Ablehnung – auf dem II. Vatikanischen Konzil (1962–1965) in ihren Lehrkanon aufzunehmen. Dieser sozialemische Paradigmenwechsel der katholischen Soziallehre wurde in beträchtlichem Maße auch befördert durch das aktive Laienchristentum (in Europa und den USA sowie den politischen und sozialen Katholizismus). Der liberale Katholizismus ähnelt in bestimmter Weise dem Kulturprotestantismus, aus dessen Mitte sich die historisch-kritische Bibellexegese ebenso entwickelt hat wie ein christlich inspirierter Humanismus, der die Versöhnung von Religion und Kultur zu seinem Programm erhob.⁷

Was die Ost- und Westkirchen wesentlich unterscheidet, ist die jeweilige theologisch-ethische Grundhaltung in der Auseinandersetzung mit der säkularen Ordnung. Katholizismus und Protestantismus bewegen sich, trotz theologischer und ekklesiologischer Differenzen, in den sozial- und staatesethischen Fragen und in ihren Beziehungen zur säkularen Kultur, zur demokratisch-parlamentarischen Ordnung und

⁴ Der Begriff Sozialethik stammt von dem evangelischen Theologen Alexander von Oettingen: *Moralstatistik. Versuch einer Sozialethik auf empirischer Grundlage*, in: *Dorpatener Zeitschrift für Theologie und Kirche* 9 (1867), S. 468–538; vgl. Martin Honecker: *Die Evangelische Sozialethik im Transformationsprozess der Industrialisierung und Modernisierung*, in: André Habisch / Hanns Jürgen Küsters / Rudolf Uertz (Hrsg.): *Tradition und Erneuerung der Christlichen Sozialethik in Zeiten der Modernisierung*, Freiburg i. Br. 2012, S. 155 ff.

⁵ Vgl. zu den Unterscheidungsmerkmalen von katholischer, protestantischer und orthodoxer Soziallehre bzw. Sozialethik R. Uertz: *Politische Ethik im Christentum*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 6 (2007).

⁶ Zur Geschichte und Entwicklung der Sozialethik der ROK vgl. Konstantin Kostjuk: *Der Begriff des Politischen in der russisch-orthodoxen Tradition*, Paderborn 2005.

⁷ Vgl. Susanna Schmidt: *Kulturkatholizismus*, in *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 6, Freiburg i. Br. 2006, Sp. 521; Friedrich Wilhelm Graf: *Kulturprotestantismus*, ebd., 523.

zum liberalen Rechtsstaat auf dem Boden der westlichen Rechtstraditionen und Ordnungsideen.⁸ „Die Kultur Europas – genauer und politisch unkorrekt, aber zutreffend: des lateinischen Europas – ist geprägt durch epochale Vorgänge wie den Investiturstreit, den ersten Freiheitskampf zwischen Kirche und politischer Ordnung, sodann die Reformation, den europäischen Rationalismus und die Aufklärung und schließlich die Menschenrechtsbewegung. Diese Vorgänge haben tiefe Spuren im lateinischen Europa hinterlassen.“ Aber die europäischen Gemeinwesen sind nicht entstanden „durch Beiseitstellen, sondern in lebendiger Auseinandersetzung mit dem fortwirkenden Christentum und in der Umsetzung gerade auch christlicher Gedanken“.⁹

Die ROK aber vermag von ihrem dogmatischen Ansatz her grundsätzlich keine kulturellreligiös bzw. kulturchristlich geprägten sozialetischen und -philosophischen Konzepte, auch nicht, wenn sie von orthodoxen Christen stammen, in die kirchliche Soziallehre aufzunehmen. Entsprechend ignoriert sie auch die beachtlichen personalistischen und demokratischen Ansätze russischer Philosophen des 19. und 20. Jahrhunderts. Deren Konzepte liegen gemäß orthodoxem Verständnis außerhalb theologisch-kirchlicher Zuständigkeit.¹⁰

Die Orthodoxie und die Bewahrung des Überkommenen

Die Orthodoxie stützt ihre Rechtgläubigkeit auf die altkirchliche Lehre des byzantinischen Erbes. Damit geht einher, dass der orthodoxe Glaube an die göttliche Zuneigung zum Menschen und die göttliche Erlösung verstanden wird als *Geheimnis einer Begegnung mit dem konkreten Christus*, die nur in der „göttlichen Liturgie“ erfahren werden kann. Diese Konzentrierung der Orthodoxie auf die Existenz und die

Begegnung mit der göttlichen Person Christi im sakramentalen Geschehen der Liturgie ist ein theologisches Existential im Sinne einer Beständigkeit und Festigkeit, das keiner theologischen Weiterentwicklung und Interpretation mehr bedarf. Von hierher erklärt sich die im Vergleich mit den Westkirchen geringe Neigung zur Erneuerung und theologischen Vertiefung des Glaubensverständnisses von Christen angesichts sich verändernder Zeiten. Das religiöse Ideal der Orthodoxie ist daher das Mönchtum.

Man muss dabei berücksichtigen, dass die genannten Charakteristika der ROK-Soziallehre auch auf den spezifischen Erfahrungen der Orthodoxen Kirche mit ihr fremden und feindlich gesinnten Kulturen und Mächten beruhen. Das unbedingte Bekenntnis zu den altchristlichen Dogmen, die Betonung der Liturgie und die Verwiesenheit auf die Ursprünglichkeit des christlich-orthodoxen Glaubens sind die wichtigsten Gründe für das Überleben der christlich-orthodoxen Kultur unter den widrigen Bedingungen der Fremdherrschaft. So gesehen verstehen sich die orthodoxen Kirchen zugleich auch als Kulturträger sowie als religiös-kulturell prägende Kraft als Volks- bzw. Nationalkirchen, die den Schutz orthodoxer Glaubenslehre und Kirchlichkeit von einem starken Staat erwarten.

Plausibel werden von hierher die schon angesprochenen Gegensätze von ostkirchlicher und westkirchlicher Theologie und Ethik. Und doch fragen sich auch gute Kenner der Ostkirchen, so etwa der evangelische Theologe und Kirchenhistoriker Ernst Benz, warum die Orthodoxie aus der Liturgie und dem *christlichen Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe* nicht stärkere sozialetische und gesellschaftsprägende Impulse zu entnehmen vermag.

Die Prinzipien der Sozialetik der ROK

Der distanzierten Haltung der Ostkirche zu sozialen Formen steht auf der anderen Seite die Betonung des *christlichen Liebesgebots, der Bruderliebe* gegenüber. Das ist einer der wesentlichen Gründe für die Verschiebung des Gleichgewichts zwischen Verkündigung/Sakrament und der sozialen Realisierung christlicher Liebestätigkeit

⁸ Vgl. Harold J. Berman: *Recht und Revolution. Die Bildung der westlichen Rechtstradition* (amerik. 11983), Frankfurt a. M. 1991.

⁹ Ernst-Wolfgang Böckenförde: *Europäische Union: Nein zum Beitritt der Türkei*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 10.12.2004.

¹⁰ Hierzu gehören russisch-orthodoxe Denker wie J. Fedotov, Sergeij Bulgakov, Nikolas Berdjajev, Vladimir Solovjev, Simon L. Frank u.a. Vgl. Konstantin Kostjuk: *Die Sozialdoktrin der ROK*, in: *Thesing / Uertz, Die Grundlagen*, S. 175 f., hier: 180 f.

zugunsten der „Verselbständigung der Liturgie“ (Ernst Benz). In diesem Gegensatz liegen Größe und Schwäche der Orthodoxie begründet. Ihre Größe besteht darin, „dass sie die Fülle der altkirchlichen Katholizität getreulich bewahrt hat. Das gilt für alle Lebensbereiche. Vor allem in ihrer Liturgie leben das altkirchliche Verständnis und die altkirchliche Praxis des Gottesdienstes unmittelbar weiter.“¹¹ Die Essenz dieser Ideen spiegelt sich wider im Prinzip der Katholizität.

Das *Katholizitätsprinzip* (russisch *Sobornost*), das die Einheit und Ganzheit von Volk und Kirche intendiert, führt konsequent zur Idee der Volkskirche als einer Nationalkirche.¹² Durch die Verbindung von ethnischer und nationaler Kultur vermochte die Orthodoxie besonderen Einfluss auf das Volkstum, auf die Sprache und die Denkgewohnheiten des orthodoxen Volkes zu nehmen und durch Abgrenzung von außen und Vermeidung von religiös-kulturellen Zersetzungen im Inneren die Identität von Orthodoxie und Russentum zu wahren und zu stärken.¹³ Die Kehrseite dieser Verschmelzung besteht darin, dass sich das Gleichgewicht zwischen Kirche und Staat zugunsten des Staates verschoben hat. Anders als im lateinischen Westen, in dem sich ein äußerst spannungsreicher und produktiver Prozess der Differenzierung zwischen Kirche und Staat, Religion und Politik vollzog,¹⁴ hat in der Ostkirche eine solche Entwicklung nicht stattgefunden. Hier hat das *Symphonieprinzip* eine starke Harmonie von Staat und Kirche gezeitigt, zugunsten eines beträchtlichen Übergewichts des Staates. Das führte dazu,

¹¹ Ernst Benz: Geist und Leben der Ostkirche, Hamburg 1947.

¹² Vgl. Vadim V. Sapov: Sobornost, in: Lexikon der russischen Kultur, hg. von Norbert P. Franz, Darmstadt 2002, S. 417 ff.; R. Uertz, Politische Ethik im Christentum, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 6 (2007), S. 31 ff., hier: 36 ff.

¹³ „Orthodoxie“ und „Russentum“ sind so gesehen Synonyme. Russe wurde man früher, in zaristischer Zeit „durch Übertritt zum orthodoxen Glauben, wohingegen die Ersetzung des Glaubens durch das Blutsprinzip eine sowjetische Innovation war“ (Ingrid Oswald: Die Nachfahren des „homo sovieticus“. Ethnische Orientierung nach dem Zerfall der Sowjetunion, Münster 2000, S. 19 ff., 179 f., Anm. 28).

¹⁴ Vgl. Ernst-Wolfgang Böckenförde: Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation, in: Ders.: Staat, Gesellschaft, Freiheit, Frankfurt a. M. 1976, S. 42 ff.

dass die Kirche zeitweise ganz oder teilweise ihre innere Freiheit einbüßte. Das Symphonieprinzip intendiert eine spezifische Form orthodoxen Staatskirchentums, indem es den Staat als Schützer der *Orthodoxie*, d.h. des kirchlich und national im christlichen Glauben geeinten *Volkes* sieht. Anders als im Westen mit seinen vielfältigen und differenzierten religionspolitischen Formen (*Kooperation* von Kirche und Staat auf bestimmten Feldern bei grundsätzlicher [freundlicher] Trennung bis hin zu radikaler Trennung) orientiert sich das *Symphonieprinzip* traditionell am Bild idealer kirchlich-staatlicher Zusammenarbeit und homogener Religiosität. Dieses Bild aber entspricht nicht der gesellschaftlich-politischen Realität, dem Pluralismus des modernen Gemeinwesens. Schließlich ist der moderne Staat die Heimstatt der Bürger verschiedenster Bekenntnisse und Ethnien. Diese Vorstellung hat jedoch in der Lehre der ROK und der Orthodoxie keinen rechten Platz.

Die Orthodoxie und der Westen

Nach orthodoxer Auffassung lässt die theonome Betrachtung des Menschen die Anerkennung von Menschenrechten nicht zu. Dabei betont die orthodoxe Theologie selbstredend den biblischen Gedanken der *Gottebenbildlichkeit* und der *Menschenwürde*, die jedem Menschen zukommen. Doch ist die Menschenwürde nach orthodoxer Theorie nur dem Menschen „an sich“ eigen und vermag so keine Wirkungen zu zeitigen für das konkrete Handeln. So sieht die Orthodoxie in der Menschenrechtsidee, wie sie die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen* (1948) zur Grundlage des modernen staatlichen und internationalen Lebens erhoben hat, exklusiv den Humanismus der Aufklärung am Werk, das heißt eine Philosophie, die der Gottlosigkeit der säkularen Welt entspringe.¹⁵

Mit der Verwerfung humanistisch-philosophischer Ideen und säkularer Ethik ist für die ROK implizit verbunden die *Ablehnung*

¹⁵ Vgl. das in Ergänzung der Sozialdoktrin von 2000 vom Moskauer Patriarchat veröffentlichte Dokument: Die Grundlagen der Lehre der Russischen Orthodoxen Kirche über die Würde, die Freiheit und die Menschenrechte (russ. 12008), hg. von R. Uertz / L. P. Schmidt, Moskau 2008.

von *Religionsfreiheit*. Das hatte zur Konsequenz, dass die Duma, die Volkskammer der Russischen Föderation, auf Wunsch der ROK die liberale Verfassung Russlands vom 12.12.1993 einer Revision unterzog. Das gegen das Veto von Boris Jelzin beschlossene Religionsgesetz vom 5.5.1997 begünstigt entsprechend die ROK und diskriminiert die „nicht-traditionellen“, das heißt insbesondere die nicht-orthodoxen christlichen Konfessionen. Das gegenwärtige Religionsgesetz Russlands steht damit im Widerspruch zur Verfassung der Russischen Föderation sowie zu den internationalen Menschenrechtskonventionen. Es folgt letztlich den Vorstellungen der ROK vom „kanonischen Territorium des Moskauer Patriarchats und darüber hinaus“, wie sie „im Laufe eines langen historischen Zeitraums“ gewachsen sind.¹⁶

Auf einem Interreligiösen Forum, das im Februar 2005 in der Berliner Friedrichstadtkirche veranstaltet wurde, verteidigte Metropolit Kyrill als seinerzeitiger Leiter des Außenamtes der ROK das Prinzip des *kanonischen Territoriums* der Orthodoxen Kirche: „Wir haben mit den Katholiken das gemeinsame kanonische Recht und die gleiche kanonische Tradition. Danach gibt es an jedem Ort und in jedem Staat nur einen Bischof und eine Kirche. Sie trägt die Verantwortung für dieses Volk. Und wenn wir parallel Mission treiben, ist es immer noch besser, sich auf die Ressourcen der ortsansässigen Kirchen zu stützen.“¹⁷

Von Seiten der ranghohen Vertreter der katholischen und evangelischen Kirche, den Bischöfen Wolfgang Huber und Gerhard Ludwig Müller, wurde darauf verwiesen, dass das Prinzip des kanonischen Territoriums, das die kirchliche, ethnische und nationale Idee miteinander verbindet, in ökumenischer Haltung durchaus mit dem Prinzip der Religionsfreiheit vereinbar wä-

¹⁶ Vgl. Sozialdoktrin der ROK, Einleitung.

¹⁷ Liebe gibt Macht. Christen und das Verhältnis zu Staat, Pluralismus und Freiheit; in: Rheinischer Merkur vom 03.03.2005. – Teilnehmer der im Februar 2005 von der Konrad-Adenauer-Stiftung in Verbindung mit der Deutschen Bischofskonferenz (DB) und der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in der Friedrichstadtkirche in Berlin durchgeführten Veranstaltung waren Metropolit Kyrill (seinerzeit Leiter des Außenamtes der ROK), Bischof Wolfgang Huber (Ratsvorsitzender der EKD), Bischof Gerhard Ludwig Müller (seinerzeit Vorsitzender des Ökumene-Ausschusses der DB).

re.¹⁸ Doch ist eine solche Haltung der Orthodoxie fremd, weswegen sie die seelsorglich-pastorale und die karitative und diakonische Arbeit der Westkirchen und anderer Religionsgemeinschaften auf russischem Territorium als „Proselytismus“, als *Abwerbung* diskreditiert. Entsprechend ihrem ungenügenden Rechtsstatus wird die seelsorgliche Arbeit von katholischen und evangelischen Geistlichen in Russland, vor allem bezüglich ausländischer Theologen, durch Schikanen und Restriktionen in der Vergabe von Visa u. a. in beträchtlichem Maße behindert.

Die Normen des kanonischen *Territoriums* haben ihre Entsprechung im *Symphonieprinzip*, der theologisch-rechtlichen Lehre vom rechten Zusammenwirken von Kirche und Staat. Die Definition des kanonischen Territoriums beschränkt sich keineswegs auf geographisches und politisches Gebiet, sondern ist weiter gefasst, insofern sie die russisch-orthodoxe Idee mit der ethnischen Identität des Russentums gleich setzt.

Der Ukraine-Konflikt und das kanonische Territorium der ROK

Ein besonderer Fall des Staat-Kirche-Verhältnisses und der Haltung der Orthodoxen Kirchen in der Frage des kanonischen Territoriums ist gegenwärtig die Ukraine. Diese ist größtenteils einstiges russisches Kernland. Problematisch ist, dass auf ukrainischem Territorium seit geraumer Zeit vier orthodoxe Kirchen beheimatet sind, die auch in ruhigeren Zeiten miteinander im Streit lagen und die sich angesichts der gegenwärtigen politischen Krise des Landes und der von Russland unterstützten Separatistenbewegung in besonderer Anspannung befinden.¹⁹

¹⁸ So hat das Katholische Lehramt in den Staatsenzykliken (seit 1881) Papst Leos XIII. die Religionsfreiheit verworfen, jedoch den Regierungen und Staatslenkern nahe gelegt, „nach Herkommen und Gewohnheit verschiedene Religionsformen zu dulden“. Zum Toleranzthese in der katholischen Staatslehre vgl. R. Uertz: Vom Gottesrecht zum Menschenrecht. Das katholische Staatsdenken in Deutschland von der Französischen Revolution bis zum II. Vatikanischen Konzil (1789–1965), Paderborn 2005, S. 378 ff.

¹⁹ Rund zwei Drittel der ukrainischen Bevölkerung (ca. 45 Mio.) sind konfessionslos. Der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche/Moskauer Patriarchat gehören ca. 6,5 Mio. Gläubige an, der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche/Kiewer Patriarchat ca. 4,2 Mio., der

Im März 2009 ist Metropolit Hilarion dem zum Patriarchen der ROK erhobenen Metropoliten Kyrill als Leiter des Außenamtes der ROK gefolgt. Im Frühjahr 2014 hat Hilarion der mit Rom unierten Griechisch-Orthodoxen Kirche der Ukraine vorgeworfen, dass sie angesichts ihrer Proteste am Maidan-Platz in Kiew „ein großes Hindernis im Dialog zwischen Orthodoxie und Katholizität“ darstelle. Überdies kritisierte der Außenamtsleiter der ROK die „einseitige Parteinahme“ und „aktive Zusammenarbeit“ der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche mit der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche/Kiewer Patriarchat sowie der Ukrainischen Autokephalen Orthodoxen Kirche, die beide vom Moskauer Patriarchat als „Schismatiker“ betrachtet werden. Hilarion wertete diese Aktivitäten als „Kreuzzug gegen die Orthodoxie“, ²⁰ das heißt die einzig *wahre*, nämlich kanonische orthodoxe Kirche Russlands.

Die ROK zählt bis auf Georgien und Armenien alle ehemaligen Sowjetrepubliken zu ihrem *kanonischen Territorium*. Dies gilt auch für die Ukraine. Dort befinden sich etwa 30% der Pfarreien der ROK. Im Westen des Landes ist jedoch die Griechisch-Katholische Kirche die größte christliche Gemeinschaft. Die Bemühungen der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche des Kiewer Patriarchats um kanonische Anerkennung scheiterten bisher am Ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I. von Konstantinopel, der den Ehrenvorsitz unter den Oberhäuptern der Orthodoxen Kirchen weltweit inne hat. Die ROK ist das größte Patriarchat der Orthodoxie. „Der Verlust der Ukraine wäre für den Moskauer Patriarchen katastrophal“.²¹

Offenbar möchte das Moskauer Patriarchat die Sympathien der ukrainischen orthodoxen Christen nicht verlieren. Von Seiten

des Hl. Synods jedenfalls, dem unter dem Vorsitz von Patriarch Kyrill vierzehn Erzbischöfe angehören, lassen sich zurückhaltende Stimmen vernehmen. In einer Erklärung des Synods heißt es: „Die Grenzen der Kirche werden nicht von politischen Präferenzen ethnischer Unterschiede oder gar Staatsgrenzen bestimmt.“ Die Krim sei „und bleibe ein unveräußerlicher Teil unserer einheitlichen multinationalen Kirche.“²² Demnach soll die Krim „kirchenintern“ vorerst unter der Leitung der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche bleiben, die unter der Oberhoheit des Moskauer Patriarchats eine eigene Kirchenverwaltung unterhält. Sieht man einmal ab von Stimmen wie denen des Außenamtsleiters Hilarion und des für die gesellschaftlich-kirchlichen Beziehungen in der Synodalabteilung der ROK zuständigen Erzpriesters Vsewolod Chaplin, der „Moskau“ in der Krim auf „Friedensmission“ wähnt, so wird man die offizielle Haltung der ROK, das heißt des Patriarchen Kyrill und der Mitglieder des Heiligen Synods, des ständigen Führungsorgans der ROK, als besonnen bezeichnen können. Entgegen der Staatsnähe hoher russischer Kleriker in der Zeit vor der Perestroika zeigen die obersten Leitungsgänge der ROK in der Ukraine-Krise ihre Unabhängigkeit vom russischen Staat und unterstreichen damit ihre primär theologisch-pastorale Haltung in der gegenwärtigen Ukraine-Krise. Das schließt nicht aus, dass auf mittlerer und unterer Ebene russisch-orthodoxe Priester und Laien in der militärischen Unterstützung der Separatistenbewegung in der Ostukraine durch Putin²³ weiterhin im Sinne orthodoxer politischer Theologie eine „Friedensmission“ sehen.

Ukrainischen Autokephalen Orthodoxen Kirche ca. 250.000, der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche (byzantinischer Ritus, seit 1593 mit Rom uniert) zwischen 2,1 Mio. und 4,3 Mio. (vgl. Thomas Gerlach: Kirchen und der Konflikt in der Ukraine, in: taz.de vom 20. 04.2014); ferner Thomas Bremer: Die griechisch-katholische Kirche in der Ukraine heute, in: Ost-West – Europäische Perspektiven (<http://www.owep.de/artikel/176/griechisch-katholische-kirche-in-ukraine-heute-ideologische-hindernisse-fuer-den-dialog>).

²⁰ Vgl. KNA-Bericht, 04.04.2014.

²¹ So der aus der Ukraine stammende, in Deutschland wirkende orthodoxe Theologe Dr. Andriy Mykhaleyko, in: Deutsche Welle, 13.06.2014.

²² KNA-Bericht vom 21.03.2014. - Im Namen des „Allukrainischen Rats der Kirchen und religiösen Organisationen“ hat das interimistische Oberhaupt der Ukrainischen Orthodoxen Kirche-Moskauer Patriarchat (UOK-MP), Metropolit Onufrij (Beresovskij) von Černovtsy und der Bukovina, an Russland appelliert, das Völkerrecht nicht zu brechen und jede militärische oder sonstige Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Ukraine zu unterlassen (www.pravmir.ru, 02.03.2014; zit. nach Institut G2W).

²³ Vgl. Kerstin Holm: Lesen Sie Putins Stellenbeschreibung, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12.09.2014.

Ida Raming

Exkommunikation – gefürchtetes Disziplinierungsinstrument in der Hand der Mächtigen – oder nur noch ein „stumpfes Schwert“?

Aktuelle Debatte um den Kirchenbann

Seitdem die Strafe der Exkommunikation in der letzten Zeit mehrfach von höchster Stelle (Papst, Glaubenskongregation oder von einem zuständigen Ortsbischof) verhängt wurde: zuletzt über die Mitglieder der Verbrecherorganisation *Mafia* durch Papst Franziskus (Juni 2014), unmittelbar vorher über das Ehepaar *Martha und Gerd Heizer* (Österreich), ferner: i. J. 2012 über den Ordenspriester *Roy Bourgeois* und vor ca 12 Jahren über die Mitglieder der Prierinnenbewegung (RCWP), ist die Frage nach der Zeitgemäßheit dieser Kirchenstrafe, nach ihren Auswirkungen, vor allem aber nach ihrer Berechtigung wieder aktuell geworden.

Die damit verbundenen Aspekte:

- Seit wann gibt es diese Strafe – kennt das NT sie schon?
- Wie wurde sie im Laufe der Jahrhunderte praktiziert?
- Welche Auswirkungen hat diese Strafe heute?
- Entspricht die Strafe der Gerechtigkeitsnorm?

sind wenig bekannt und werden kaum erörtert.

Ein Rückblick auf die Geschichte der Exkommunikation – hier natürlich nur in einem kurzen Überblick – kann daher hilfreich sein für die Beurteilung dieser Strafe in der heutigen Zeit.

Zur Praxis im NT und im frühen Christentum

(Quellen u.a.: Art. ‚Bann‘, TRE, Bd. 5, 1980, 164 ff; Art. Exkommunikation, LThK Bd. III (1995) 1119f)

„Das Urchristentum hat früh die Notwendigkeit empfunden, Grenzen der Gemeinschaft zu markieren“ gegenüber sündigen, unwürdigen Mitgliedern. In Mt 18, 15-18 ist eine mehrstufige „Bußordnung“ dargestellt. Sie wird Jesus in den Mund gelegt, obwohl er selbst „schwerlich für eine künftige Gemeinde konkrete Regeln aufgestellt“ hat: „Wenn dein Bruder (deine Schwester) sündigt, ist er zuerst unter vier Augen zurecht zu weisen, dann unter Hinzuziehung von ein oder zwei Zeugen, dann vor versammelter Gemeinde; erst „wenn er auf die Gemeinde nicht hört“, erfolgt die gänzliche Aufhebung der Gemeinschaft. Diese Exkommunikation ist zwar total, aber nicht unwiderruflich (vgl. V.18): „Die Gemeinde hat nicht nur die Vollmacht zu binden, sondern auch zu lösen.“ Das dreistufige Verfahren hat zum Ziel, „den Bruder/die Schwester zu gewinnen“ (V.15); vgl. auch das Gleichnis „vom verlorenen Schaf“ (18,12-14). Der Ausschluss erfolgt erst als „letzte Maßnahme“. Die Verantwortung für den sündigen Bruder (oder Schwester) wird hier jedem einzelnen Gemeindeglied auferlegt – die „letzte Instanz ist die versammelte Gemeinde; Amtsträger treten (noch) nicht in Erscheinung.“

In einzelnen Paulinischen Briefen (vgl. 1 Kor 5,1-13) rücken dann auch einzelne Verfehlungen in den Vordergrund, weshalb ein Ausschluss der Täter beabsichtigt oder vollzogen wird (z.B. Unzucht mit der Stiefmutter, Wucher, Habsucht, Verleumdung, Räuberei). Die Taufe wird nicht annulliert, sondern „der Schuldige wird auf radikale Weise zur Umkehr aufgerufen.“

Außer dem Ziel „Rettung des Schuldigen“ gewinnt ein zweiter Beweggrund an Bedeutung: „die Reinhaltung der Gemeinde“ (vgl. 1 Kor 5,6f). Paulus empfiehlt in diesem Fall: Aufhebung der Tischgemeinschaft, auch der eucharistischen, – Vermeidung des Umgangs mit diesem Schuldigen.

In 2 Thess 3,14f. wird dazu aufgerufen, den Ausgeschlossenen weiterhin „nicht als Feind anzusehen, sondern als Bruder zurecht zu weisen“, ... dass „er in sich gehe“. Kennzeichnend für die Kirchenzucht im NT ist also die „Verantwortlichkeit der ganzen Gemeinde“ (1 Kor 5,4). Das tiefste Motiv

für die Bestrafung ist die Liebe, die dem Verlorenen nachgeht.

Das ändert sich in der nachapostolischen Zeit: Die Ausübung der „Kirchenzucht“ liegt jetzt in der Hand „einzelner Amtsträger“ (vgl. 1 Tim 1,20; 5,19-21; Tit 3,10), wobei sich diese Entwicklung nicht überall gleichzeitig durchgesetzt hat.

Die Bestrafung richtet sich jetzt vor allem gegen Irrlehrer, sie hat stärker ihre Ausschaltung als ihre Umkehr zum Ziel. Eine abgestufte Abfolge von Zurechtweisungen ist erkennbar – sie liegen in der Hand des Amtsträgers; die Gemeinde dient nur noch als „Forum, nicht mehr als verantwortliche Instanz“.

In der alten Kirche und im Mittelalter

liegt die theologische Leitidee der Exkommunikation vorwiegend darin, „dass schwere Sünde von Gott trennt und dass dies adäquaten Ausdruck in dem äußeren und sichtbaren Verhältnis zur Kirche erfährt“. Die Kirche machte die Trennung des Sünders von Gott und der Kirche (als Gnadengemeinschaft) sichtbar, indem sie den Sünder in den Büsserstand versetzte und ihn durch seine Abseitsstellung zu Reue und Bekehrung motivierte.

Die Aufhebung der Exkommunikation fügte ihn wieder in die sichtbare Gemeinde ein, und die sakramentale Lossprechung bewirkte den Nachlass der Sünden. Seit dem 5. Jh. wurde allen Gläubigen jeglicher Verkehr mit dem Exkommunizierten untersagt.

Durch die theologische Arbeit von **Augustinus** („sakramentaler Charakter der Taufe“) wurde jedoch klargestellt, dass die Exkommunikation als solche die Kirchengliedschaft nicht aufhebt.

Seit dem 5. Jh. hatte die Exkommunikation „nicht bloß kirchliche, sondern auch bürgerliche, entweder zivilrechtliche oder strafrechtliche Wirkungen“. Sie wurde zu einem ‚Zuchtmittel‘, dessen wesentliches Element „die Trennung von den übrigen Gläubigen“ war.

Das galt auch für das Mittelalter und darüber hinaus ...

Dem Exkommunizierten wurden die kirchlichen Rechte entzogen. Auswirkungen im

weltlichen Bereich: „Exkommunizierte durften kein Staatsamt bekleiden ... und keine Rechtssachen entscheiden.“ Ein rechtmäßig Gebannter wurde nach kirchlicher Auffassung regierungsunfähig.

Den Rechtsgelehrten des Mittelalters (z.B. **Gratian**, 12. J.) stellte sich die drängende **Frage nach der „gerechten“ und „ungerechten Exkommunikation“**:

„Als gerechte Gründe für die Verhängung der Exkommunikation erkannte *Gratian* ein schweres, äußeres, mit Unverbesserlichkeit des Täters verbundenes Delikt und den Ungehorsam gegen rechtmäßig gebietende Prälaten.“

Eine **Exkommunikation** kann (nach *Gratian*) jedoch aus drei Gründen **ungerecht** sein:

- „wenn sie nicht in dem Bemühen um Verwirklichung der Gerechtigkeit, sondern aus schlechten Motiven ergeht,
- wenn das ordnungsgemäße Verfahren nicht eingehalten wird,
- wenn der Bestrafte nicht schuldig ist, wenigstens nicht jener Tat, deretwegen er exkommuniziert wird.“

Mit der Entwicklung der *excommunicatio latae sententiae* (Tatstrafe) - sie besteht darin, dass sie automatisch mit der Begehung der Straftat eintritt - konnten auch der Öffentlichkeit unbekanntes Vergehen und unbekanntes Täter bestraft werden.

Für die Aufhebung der *excommunicatio ferendae sententiae* (Urteils- oder Spruchstrafe) war der kirchliche Obere, der sie verhängt hatte, zuständig.

Reservierte Exkommunikationen wurden im 14. Jh. in erheblichem Umfang von Päpsten vorgenommen; sie dienten der Verschärfung der Strafe.

Vom 13. Jh. an wendete die Kirche die Exkommunikation sehr häufig an: Die Kirche hatte kaum ein anderes Mittel, um die Ausführung ihrer Anordnungen zu erreichen; allmählich wurde sie so zu einer 'stumpfen Waffe'.

Auf dem **Konzil von Konstanz** (1414-1418) forderten zahlreiche Teilnehmer eine Einschränkung des Gebrauchs der Exkommunikation.

In der Neuzeit

nimmt der Bann in der kath. Kirche einen spezifisch hierarchischen Charakter an, d.h. „er dient zunehmend als **Ungehorsamsstrafe** dem Schutz und der Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung“. Exkommunikation bedeutet jetzt: Verlust aller aus der Kirchenmitgliedschaft erwachsenden Rechte, - nicht aber Entzug der Mitgliedschaft selbst. (Durch die Taufe wird nämlich das „Personsein in der Kirche“ begründet, das „untrennbar mit dem sakramentalen Charakter der Taufe verbunden und daher unverlierbar und unentziehbar ist.“) Auswirkung der Exkommunikation: Ausschluss vom Empfang der Sakramente, insbesondere der Eucharistie, der Firmung, der letzten Ölung, der Priesterweihe und des Bußsakraments.

Aus der Exkommunikation wird die Rechtsfolge der **Infamie** des Gebannten, d.h. des kirchlichen Ehrverlusts abgeleitet, mit folgender Auswirkung: Untersagt ist das kirchliche Begräbnis und die damit verbundenen Feierlichkeiten, Bestattung auf Kirchhöfen, Totenmessen etc.

Das **Trienter Konzil** (1545-1563) bestimmte u.a.: die oberste Strafgewalt über die Gesamtkirche hat weiterhin der Papst inne – er ist letzte Instanz in allen kirchlichen Strafsachen.

Exkommunikation im 20. u. 21. Jahrhundert

Im heutigen kath. Kirchenrecht bedeutet Exkommunikation den (vorübergehenden) Entzug bestimmter Rechte: Ausschluss aus der aktiven kirchlichen Gemeinschaft mit den gesetzlich festgelegten Rechtswirkungen, u.a. das Verbot, irgendeinen Dienst bei der Eucharistiefeyer oder einem anderen Gottesdienst zu übernehmen, Sakramente und Sakramentalien zu spenden und Sakramente zu empfangen, kirchliche Ämter, Dienste und Aufgaben auszuüben.

Die Exkommunikation soll angeblich keinen reinen Strafcharakter, sondern eine therapeutische Funktion haben. Deshalb soll sie nur sehr behutsam und nach klaren, theologisch und kanonistisch begründeten Regeln verhängt werden, – aber die Frage ist berechtigt: Hält sich die oberste Kirchenleitung an diesen Grundsatz?

Auswirkung der Exkommunikation in der Gegenwart – Machtmissbrauch ist vorprogrammiert!

Aus dem kurzen historischen Überblick wird ersichtlich, dass sich die Exkommunikation im Laufe der Zeit, da die kirchlichen Ämter zunehmend herrschaftliche, hierarchische Züge annahmen und die einfachen Gemeindemitglieder mehr und mehr entmündigt wurden, - und das gilt bis heute! – zu einer vorwiegend disziplinären Strafmaßnahme entwickelt hat.

Sie wird zur „**Ungehorsamsstrafe**“ und dient vor allem dem Schutz und der Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung. Als reines „Disziplinierungsinstrument“ in den Händen der Kirchenoberen aber ist der Missbrauch dieser Kirchenstrafe vorprogrammiert:

Nicht eine ehrliche Auseinandersetzung mit den Gründen für das dissidente Verhalten von Kirchengliedern wird angestrebt, sondern deren Ausgrenzung und Diffamierung. Die derzeitige Kirchenleitung zeigt keinerlei Souveränität, keine innere Freiheit im Umgang mit solchen Konflikten. Ein Gesprächsaustausch wird verweigert, obwohl er von den Betroffenen (Exkommunizierten) gesucht wird. Ein gerechtes Verfahren, das den Kriterien von Rechtsstaaten und den Menschenrechten entspricht, ist nicht vorgesehen und findet deshalb auch nicht statt.

→ So entwickelt sich diese Bestrafung buchstäblich zu einer Sünde der Herrschenden...

Eine Exkommunikation, so fand man schon im Mittelalter (12. Jh.), sei ungerecht, „wenn sie nicht in dem Bemühen um Verwirklichung der Gerechtigkeit, sondern aus schlechten Motiven“ verhängt und „das ordnungsgemäße Verfahren nicht eingehalten“ werde.

Diese Definition trifft durchaus auf die Exkommunikation der Frauen zu, die das Gesetz des Ausschlusses der Frauen von der Ordination (c. 1024 CIC) i. J. 2002 erstmalig öffentlich übertreten haben, – sie ist ungerecht! Von dieser ungerechten Exkommunikation sind inzwischen auch alle Mitglieder der **internationalen Priesterinnenbewegung** (RCWP) – also derzeit 200 Frauen weltweit – betroffen (vgl. Dekret der

Kongregation für die Glaubenslehre: *Das Delikt der versuchten Priesterweihe von Frauen*, 2007, 2008 veröffentlicht). Alle diese Frauen haben ein ungerechtes, frauendiskriminierendes Gesetz übertreten. Das ist ihr gutes Recht und Ausdruck ihrer Würde; denn sie fallen einem Gesetz und einer kirchlichen Lehre buchstäblich zum Opfer, die Frauen-diskriminierend und längst überholt ist, mit unwiderlegbaren Argumenten zurückgewiesen wurde und sich nachweislich **zum Schaden der Kirche** auswirkt.

In den schriftlichen Reaktionen seitens des Vatikans (*Monitum* und Exkommunikationsdekret von 2002) gegen das Vorgehen der Frauen heißt es u.a.: Die Frauen haben Schaden über die Kirche gebracht: Sie haben die „Einheit im Glauben“ durch ihr Handeln „verletzt“. Sie haben „Ärgernis bei den Gläubigen verursacht“; sie haben ein „schwer wiegendes Vergehen gegen die Einheit der Kirche“ begangen. Der Vorfall (d.h. die Übertretung von c. 1024 CIC) schade auch „der rechten Förderung der Frau, die in der Kirche und in der Gesellschaft einen eigenen, spezifischen und unersetzbaren Platz“ einnehme.

Das heißt denn doch: die Dinge buchstäblich auf den Kopf stellen!

Denn nicht die Frauen, die ihrer Würde als „Ebenbild Gottes“, als getaufte Christinnen entsprechend gehandelt haben, haben der Kirche geschadet, sondern diejenigen höchsten kirchlichen Amtsträger, die aus patriarchalem Machtstreben an dem ungerechten Gesetz (c. 1024) und der zugrunde liegenden unhaltbaren Lehre festhalten, die Frauen herabwürdigt und ihre Berufungen unterdrückt!

Das aber ist eine schwere Sünde gegen die göttliche, heilige Geistkraft!

Die Frauen haben Zeugnis von ihren Berufungen gegeben; das verdient Anerkennung! Wenn solche Anerkennung und Achtung noch immer nicht von der Kirchenleitung kommt, so doch zunehmend von der Gemeinschaft der Christinnen und Christen, die ebenfalls nicht mehr bereit sind, das Gesetz des Ausschlusses der Frauen von Diakonat und Priesteramt zu akzeptieren. Statt zahlreicher Belege verweise ich nur auf eine bemerkenswerte Veranstaltung von Mitgliedern von 'Wir sind Kirche' in Eichstätt, 2013, mit dem treffenden Ti-

tel: „Schluss mit Ausschluss der Frauen von kirchlichen Weiheämtern!“ -

Wegen seiner aktiven öffentlichen Unterstützung der Frauenordination und der Priesterinnenbewegung (RCWP) wurde der Ordenspriester **Roy Bourgeois** (USA) ebenfalls exkommuniziert. Er wurde (i. J. 2012) aus seiner Ordensgemeinschaft, der er 46 Jahre angehört hatte, entlassen und vom Priesteramt suspendiert. Auch diese Strafe wurde von der vatikanischen Glaubenskongregation ausgesprochen, – sie ist ebenfalls völlig ungerecht und eine schwere Sünde der gegenwärtigen Kirchenleitung gegen Gottes heiligen Geist. Die lesenswerte Autobiographie von *Roy Bourgeois: „Mein Weg vom Schweigen zur Solidarität“* (hg. FxBear, Yellow Springs, Ohio/USA 2013; dt. Übers.: B. Aurin u. U. Schellhammer) gibt ein eindrucksvolles Zeugnis von dem Mut dieses Priesters und seinem Eintreten für eine gerechte Sache - für Gleichberechtigung der Frauen in der Kirche!

Diejenigen Frauen und Männer – ob Laien oder Amtsträger - die öffentlich für die Frauenordination eintreten, sind ebenfalls von kirchlichen Strafen bedroht. Kein Bischof darf sich positiv zur Frauenordination äußern, sonst ergeht es ihm wie dem australischen Bischof William Morris (Bischof von Toowoomba), der 2006 in einem Hirtenwort dazu angeregt hatte, über die Freistellung des Zölibats und über die Frauenordination nachzudenken, weil er in seiner großen Diözese in absehbarer Zeit keine ausreichende Seelsorge mehr gewährleisten könne. Nur wegen dieser Äußerung seiner allzu berechtigten Sorge wurde er 2011 von seinem Bischofsamt suspendiert! Ein Skandal!

Auf der anderen Seite: Wurde je ein Priester oder Bischof, der sich des Kindesmissbrauchs schuldig gemacht hat, exkommuniziert? Weitere schwere Verbrechen von Kirchenmitgliedern, auch von Amtsträgern – wurden sie je mit Exkommunikation bestraft?

Willkürliche Anwendung der Kirchenstrafe

Wie willkürlich mit dieser schweren Strafe der Exkommunikation umgegangen wird, zeigt auch der Umgang mit den Piusbrüdern. Obwohl sie ihre Ablehnung der Dokumente des 2. Vatikanischen Konzils

deutlich bekundet haben, kam die Vatikanische Kirchenleitung (Papst Benedikt) ihnen sehr entgegen und hob ihre Exkommunikation auf.

Indessen richtet sich die ganze Härte der Kirchenleitung gegen die Theologinnen und Theologen, die sich mit aller Kraft für die not-wendige Reform der Kirche einsetzen. Auf ein solches Entgegenkommen, wie es den Piusbrüdern zuteil wurde, würden sie sicherlich vergeblich hoffen.

Ist **die Exkommunikation denn für die Betroffenen nur noch „ein stumpfes Schwert“**, das sie ohne weiteres ignorieren können?

Freilich droht ihnen keine Gefahr für Leib und Leben mehr, wie noch zu Luthers Zeiten; dennoch hat die Exkommunikation für die Betroffenen einige schmerzhaft wirkende Auswirkungen:

Uns als Exkommunizierten werden Vorträge in „katholisch-kirchlichen Häusern“ streng verweigert, auch wenn wir nicht aus der Kirche ausgetreten sind; selbst als theologische Expertinnen werden wir dort nicht zugelassen! Exkommunizierte werden niemals zu Veranstaltungen auf den „offiziellen“ Kirchentagen eingeladen oder zu Tagungen in römisch-katholischen Bildungshäusern! Theolog/innen vermeiden es, Veröffentlichungen von Exkommunizierten zu zitieren, um ihrem Ruf seitens der Amtskirche nicht zu schaden und keine beruflichen Nachteile in Kauf nehmen zu müssen! Der Ausschluss von kirchlichen Diensten und vom Sakramentenempfang, vor allem von der Eucharistie, ist ebenfalls eine Auswirkung der Exkommunikation. Dabei wird die Eucharistie, zu der Jesus selbst einlud, zum Disziplinierungs- und Machtmittel degradiert: Kirchliche Amtsträger maßen sich dabei an, über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit der Teilnehmenden zu entscheiden und setzen sich damit gleichsam an die Stelle Gottes! Wenn den exkommunizierten Menschen in reformorientierten Gemeinden die Teilnahme an der Kommunion heute kaum mehr verwehrt wird, ist das freilich völlig abhängig von der Einstellung des zuständigen Pfarrers, – bei einem Pfarrerwechsel kann das schon wieder rückgängig gemacht werden.

Reformorientierte Exkommunizierte auf gleicher Stufe mit Verbrechern!

Hinsichtlich der zuletzt genannten Straffolgen (Ausschluss von kirchlichen Diensten und vom Sakramentenempfang) stehen die exkommunizierten Priesterinnen – und das gilt auch für *Roy Bourgeois* und das Ehepaar *Heizer*! – mit Mitgliedern der **Mafia**, einer verbrecherischen Organisation, auf gleicher Stufe, was die Absurdität dieser Strafmaßnahme ganz drastisch vor Augen führt.

Die sog. „aufgeschlossenen, reformorientierten“ Christen laufen jedoch Gefahr, dass sie die ungerechte Bestrafung der Mitglieder der Priesterinnenbewegung (RCWP), des Priesters *Roy Bourgeois* und des Ehepaars *Heizer* „mitvollziehen“, gewissermaßen „ratifizieren“, wenn sie die o.g. Auswirkungen akzeptieren und nicht dagegen aufzustehen!

Diese Tatsache allerdings ist wohl den wenigsten Christinnen und Christen wirklich bewusst. **Wann fordern sie ihr (neutestamentlich verbrieftes) Recht, „zu binden und zu lösen“ (vgl. Mt 18,18), wieder zurück?**

Nach meinen bisherigen Erfahrungen als eine der Frauen, über die die vatikanische Kirchenleitung seit 2002 (endgültig 2003) eine ungerechte Strafe verhängt hat, bin ich dennoch davon überzeugt: Hätten die Gemeindeglieder die Vollmacht zum „Binden und Lösen“, wie sie ihnen in den neutestamentlichen Gemeinden noch zustand (vgl. Mt 18,18), das Urteil über die Mitglieder der Priesterinnenbewegung (RCWP), wie auch im Fall des Ehepaars *Heizer* und im Fall *Roy Bourgeois*, wäre sicherlich anders ausgefallen!

Diejenigen also, die 'lernen' müssen, sind die Vertreter der Kirchenleitung, die hohen Amtsträger im Vatikan: Sie sind zutiefst herausgefordert, die notwendigen Reformen in der Kirche, besonders im Hinblick auf die Stellung der Frauen, nicht länger zu verweigern. Noch immer halten sie an der dem Geist Jesu widersprechenden patriarchalen Herrschaft über Frauen und Laien fest und handeln damit gegen universale Menschenrechte!

Was muss noch geschehen, damit sie endlich umkehren?! Die Zeit drängt!

Ida Raming, Dr. theol., Mitglied der internationalen Römisch-Katholischen Priesterinnenbewegung (RCWP), seit Januar 2003 exkommuniziert

(Dieser Artikel ist – geringfügig gekürzt – in „Kirche In“/ Österreich, Nr. 10/2014 S. 26-29 publiziert.)

Paul Glotter

Ein sehr stiller Abschied

Er kennt die Frau nicht. Er hat sie an diesem Morgen zum ersten Mal gesehen. Doch er weiß, dass die Frau mit den langen, schwarzen Haaren heute sehr traurig ist. Ihr Sohn hat um 7.45 Uhr die Augen für immer geschlossen - ohne Abschied, ohne einen letzten, liebenden Blick.

Viktor Carls umarmt die Frau in stummer Anteilnahme. Lässt sie auf seiner rechten Schulter schluchzen und weinen. Im Aidskloster Prabat Nampu, im thailändischen Lop Buri, ist der Holländer zu einem wortkargen, introvertierten Menschen geworden. Viel sagen braucht man hier nicht, weil in Prabat Nambu schon alles gesagt ist: wie glücklich oder unglücklich ein Leben sein kann. Wie schnell es vergeht, obwohl es für manche kaum erst begonnen hat.

Seit 1996 kommt Viktor Carls jedes Jahr hierher und lässt seinen Job als Sozialarbeiter im heimatischen Hertogenbosch ruhen. Flug und Unterkunftskosten zahlt er aus der eigenen Tasche. Einen Lohn kriegt er nicht. Den hat er in diesen vergangenen Jahren auch nie erwartet.

Umsonst tut der spindeldürre, fast asketisch wirkende Mann jeden Tag sechs bis acht Stunden Dienst, von 9 Uhr früh bis in die späten Nachmittagsstunden. Immer in der Krankenstation neben den Wassertanks. 37 Patienten betreut er hier gemeinsam mit zwei anderen Pflägern – die meisten bis auf die Knochen abgemagert, alle im Endstadium ihrer heimtückischen Krankheit. Für Zweifler unübersehbar stehen am

hinteren Eingang des großen Saales drei Särge hochkant hinter der Tür. Sue und die anderen Kranken nehmen die rot und blau gestrichenen Holzkästen kaum noch wahr.

Die 31-jährige fühlt sich auch heute wieder sichtlich erleichtert, als Viktor das kleine, mit lauwarmem Wasser angefeuchtete Massagekissen über die lederne Haut ihres schmerzenden Unterarms zieht – langsam, sanft. Sie lächelt zwischendurch. Sprechen kann Sue nicht mehr. Aber ihr Lächeln wiegt mehr als ein gesprochenes Dankeschön für den Freund aus Europa.

„An den Reaktionen Sues und der anderen Patienten kann ich ablesen“, sagt Viktor, „dass der körperliche Kontakt mit uns eine extrem wirksame Arznei gegen die zermürbende Einsamkeit der Aidskranken ist.“

Betrübt erinnert sich Viktor an die „dummen, manchmal richtig vorwurfsvollen Blicke der Besucher“, die sich darüber entsetzen, „dass wir nichts Besseres zu tun haben als diese todkranken Menschen zu massieren.“

Der Niederländer hat wahre „Bekehrungen“ bei den Angehörigen von Patienten erlebt und ist sicher, „dass unser Beispiel da eine wichtige Rolle spielte. Fast von heute auf morgen verloren Eltern, Geschwister und Freunde ihre panische Angst, sie könnten sich durch eine Berührung mit den Aidskranken selbst infizieren. Ja, auf einmal gab es auch während der Hauptmahlzeiten immer einige zusätzliche Helfer, um die entkräfteten Patienten zu füttern.“

Mit frommen Begriffen mag der bekennende Katholik aus Hertogenbosch seinen alljährlichen Einsatz in Fernost nicht ausschmücken. Bescheiden erklärt er, dass er doch eigentlich nichts Außergewöhnliches mache. „Oder ist es inzwischen schon etwas ganz Besonderes“, fragt er, „wenn man Kranke liebevoll pflegt und auf eine würdige Sterbestunde vorbereitet?“

Zur Arbeit unter den thailändischen Aidskranken entschloss sich Viktor Carls Mitte der 1990er Jahre. Wieder einmal wurde damals in seiner Heimat eine „endlose Gesundheitsdebatte“ geführt. Über „angemessene Tagessätze und Bettgebühren in den Krankenhäusern“ wurde gestritten. Und auf Ärzteseite hörte man lautes Jammern und Wehklagen, weil angeblich immer weniger Honorare in die Kassen der Mediziner flossen. „Da dachte ich mir: ach, was

sind wir doch blind und egoistisch geworden“, erregt sich Viktor. „Wenn unser Staat und unsere Gesellschaft schon nicht in der Lage sind, gelegentlich ein wenig über den eigenen Tellerrand zu blicken, dann will zumindest ich bei der weltweiten Not den Kopf nicht in den Sand stecken!“

Während Viktor einige Besucher rüber zum Krematorium des Aidskrankenhauses von Lop Buri begleitet, kreuzen die ebenfalls aus Holland stammenden Christina und Gini seinen Weg. Tränen fließen, und Christina, Krankenschwester und Mutter von drei Söhnen, gibt ihrem Landsmann zu verstehen, dass die 19-jährige Volontärin Gini „wohl total überfordert und mit ihren Nerven am Ende ist.“ Viktor hört schweigend zu. Dann sagt er nachdenklich: „Ja, ja, niemand von uns steckt diese geballte Ladung menschlichen Elends so mir nichts dir nichts weg!“

Im Krematorium haben Willie und Tong gerade begonnen, den dritten Toten an diesem Donnerstag einzuäschern. Tong, der ältere von beiden, zeigt auf die Baustelle nebenan: „Höchste Zeit, dass wir einen zweiten Ofen bekommen!“

Fünf buddhistische Mönche haben vor einer halben Stunde in der Gebetshalle des Klosters den Leichnam eingesegnet. Nach drei Stunden werden die beiden Angestellten nur ein Häufchen Asche und ein paar weiße Knochen aus dem noch glühend heißen Ofen in ein Metallbecken kehren. Ein hellgrauer Sack liegt auf dem Tisch schon bereit – mit Namen, Geburts- und Todesdatum versehen: Letzte Ruhestätte für die sterblichen Überreste eines Aidsopfers. „Es macht mich unendlich traurig“, bekennt Viktor, „wenn unsere Patienten oft auch im Tod noch wie Aussätzige behandelt werden. Wenn niemand erscheint und den Toten nach Hause holt, um ihn in heimischer Erde zu bestatten – eigentlich eine Tradition und ein ehernes Gesetz hier in Thailand!“

Im Mausoleum der Aidsklinik sind die als „nicht reklamiert“ gekennzeichneten Sack-Urnen inzwischen zu einer drei Meter hohen Pyramide angewachsen. Schätzungsweise 2950 Verstorbene werden hier aufbewahrt, denen die „lieben Verwandten“ ein ordentliches Begräbnis verweigerten. Tausenden, schätzt Viktor mit großem Bedauern, werde in den kommenden Jahren posthum ein ähnliches Schicksal widerfah-

ren. Denn die Zahl der Aids-Infizierten steige in Thailand und in den Nachbarländern noch immer rasant. Fünfhundert junge Frauen und Männer warteten gegenwärtig hier im Aidskrankenhaus der buddhistischen Tempelanlage Prabat Mampu auf den Tod. Rund 10000 HIV-Kranke stünden auf der Warteliste der hiesigen Einrichtung.

Noch immer will es dem Holländer nicht in den Kopf, wie Aids-Opfer, die er monatelang liebevoll pflegte, jetzt in der makabren „After-Death-Hall“ zur Abschreckung aufgebahrt werden konnten. „Von Jany, einem sehr selbstbewussten und bildhübschen Transvestiten, weiß ich bestimmt“, sagt Viktor, „dass er nie und nimmer seinen von der Immunschwäche-Krankheit entstellten Körper testamentarisch zum Begaffen freigegeben hätte!“

Der Pfleger aus Hertogenbosch hatte lange gehofft, die Mönche würden mit einem Machtwort, „diesen schrecklichen Seuchentourismus im Aidskloster“ stoppen. „Täglich werden hier bis zu sieben Busladungen von Besuchern aus ganz Thailand durch die Ausstellungsräume und durch die Stations-Säle geschleust. Sie sollen im Kampf gegen den Killer-Virus zur Raison gebracht werden, wie es offiziell heißt.“

Viktor hat resigniert. Von den Mönchen seien in dieser Sache kaum noch Reformen zu erwarten. „Die finden es seit Monaten noch nicht einmal mehr nötig, unsere Kranken zu besuchen und ihnen ein paar tröstende Worte zu sagen“, wettert der freiwillige Helfer und lehnt sich erschöpft gegen einen mit Blumen-Stickers überklebten Wäscheschrank.

Bevor Viktor Carls für heute Feierabend macht und in der Stadt endlich nach einem kleinen Motorrad schauen kann, will er noch schnell seine Freundin Kim im Rollstuhl rüber zum Kiosk fahren. „Sie und die anderen Kranken sind ganz verrückt danach, sich ein oder zweimal die Woche ein paar kleine Wünsche zu erfüllen.“

In vier Tagen, sagt Viktor, werde Kim vielleicht schon die Kraft fehlen, ihre kleinen Wünsche in Worte zu fassen. Er hat es immer und immer wieder erlebt: „Auf einmal verlöschen sie wie eine Kerze, deren Docht im flüssigen Wachs erstickt. Ein stiller – sehr stiller Abschied!“

Als der Holländer hinter dem Haupttempel die Straße zur Bushaltestelle hinuntergeht,

um seine Besorgungen in der Stadt zu erlebigen, spielt die Band der Aidskranken bei ihrer wöchentlichen Probe in den nahen Schulräumen eine Dixie-Melodie. Trotz einiger Misstöne wirkt die flotte Musik wie eine frische Brise, die über Kloster und Klinik hinwegzieht und bei manchem Zuhörer für Augenblicke Gedanken an ein neues, glückliches Leben aufkommen lässt.

Stefan Jürgens

Der Landpfarrer

Schluss mit der Heuchelei!

Ideal und Wirklichkeit

Sie liegen miteinander im Dauerstreit: Ideal und Wirklichkeit. Die sich streitenden Hauptvertreter dieser Richtungen heißen Platon und Aristoteles, Augustinus und Thomas von Aquin, Ratzinger und Metz, Müller und Kaspar. Man könnte die Liste beliebig erweitern. Die einen orientieren sich am Ideal der ewig gültigen Wahrheiten, die anderen sehen, dass es keine Dogmatik ohne Geschichte geben kann. In eine idealisierte Kirche passen nun einmal nur idealisierte Menschen; die konkrete Kirche jedoch besteht aus konkreten Menschen. Und wer die Menschen nicht zunächst so akzeptieren kann, wie sie sind, überfordert sich selbst und andere.

Ewige Wahrheiten oder konkrete Geschichte? In diesem Spannungsfeld fand kürzlich die Bischofssynode in Rom statt. Walter Kasper hatte schon vor einiger Zeit auf Biten von Papst Franziskus eine bemerkenswerte Rede gehalten, in der er einerseits die Sakramentalität der Ehe betont, andererseits aber das konkrete Leben der Menschen berücksichtigt, in dem es eben auch Scheitern gibt. Die Kirche müsse die Menschen, die sich haben scheiden lassen und dann wieder heiraten, begleiten und ihnen Alternativen anbieten, damit sie nicht aus

der Kommunion- und damit aus der vollen Kirchengemeinschaft heraus fallen.

Dagegen formierten sich die konservativen Kräfte, angefangen bei Gerhard-Ludwig Müller. Ein offener Meinungs austausch im Vatikan – oder schon ein offener Kampf? Wie man hört und liest, muss die Atmosphäre unter den Bischöfen recht gut gewesen sein, jeder ist zu Wort gekommen, viele sprachen von Barmherzigkeit. Es gab jedoch auch Gemeinheiten und Intrigen. Ob man demnächst einen Kompromiss finden wird? Wenn der Papst diesen Kampf nicht gewinnt, hat er verloren. Unwillkürlich denkt man an das Apostelkonzil (vgl. Apg 15, Gal 2), in dem Paulus weltoffen-liberal auftritt, Jakobus rückwärtsgewandtkonservativ, und Petrus – nach einigem Herumlavieren, weswegen er von Paulus gemäßregelt wird – kompromissbereit. Interessant: Ohne Paulus wäre die Kirche eine kleine Sekte geblieben, die wohl längst in Vergessenheit geraten wäre; heute sind viele ängstlich-konservative „Kirchenfürsten“ dafür verantwortlich, dass die Kirche wieder ins Ghetto geht, in die fromme, aber gesellschaftlich gesehen bedeutungslose Nische.

Ewige Wahrheiten oder konkrete Geschichte? Wenn Neuscholastiker die Realität in ihren Ideenhimmel zwingen wollen, tun sie dem konkreten Menschen Gewalt an. Selbstverständlich brauchen wir Ideale. Wer kein Ziel hat, geht nicht los und kommt nirgendwo an. Ein Ideal soll mich freundlich weiterleiten; wenn es mich jedoch überfordert, macht es krank. Ein hohes Ideal kann beide Seiten überfordern: Diejenigen, die es aufstellen, macht es womöglich zu selbstgerechten Richtern über andere oder gar zu Heuchlern, und denjenigen, die es nicht erreichen, nimmt es den Mut, es raubt einem die Nerven und beraubt einen seiner Würde. Deshalb ist es besser, das konkrete Leben der Menschen mitzubedenken, wenn es um die Lehre der Kirche geht. Das bedeutet nicht, allein der normativen Kraft des Faktischen zu gehorchen; es bedeutet aber, die Menschen ernst zu nehmen. Sie wünschen sich Seelsorge, nicht dogmatische Rechthaberei.

Die konservativen Kräfte sagen: Was die Unauflöslichkeit der Ehe angeht, so gilt das Wort Jesu. Dieser habe das Gesetz des Mose eindeutig radikalisiert und ein absolutes

Scheidungs- und Wiederverheiratungsgebot erlassen (Mt 5,32). Jesus sagt: „Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen“ (Mk 10,9). Allerdings lesen wir auch die Einschränkung: „Wenn kein Fall von Unzucht (porneia) vorliegt“ (Mt 5,32). Wenn also ein Ehepartner betrogen worden ist, muss man ihn dann auf sein Ja-Wort buchstäblich festnageln? Muss man ihm nicht die Freiheit zugestehen, wenn die Ehe endgültig gescheitert ist, mit einem anderen, treuen Partner durchs Leben gehen zu dürfen? Darf man, anders gewendet, Ehepartnern, die aneinander schuldig geworden sind, ihre Schuld ein Leben lang – und noch dazu öffentlich – nachtragen? Wäre es nicht viel biblischer, weil barmherziger, eine neue Ehe zuzulassen? Schließlich sind die Bischöfe bei der Auslegung anderer Jesusworte sehr viel großzügiger, nämlich dort, wo es um ihre eigene Macht und Autorität geht (Beispiele: Amtseid gegen Mt 5,34 oder die klerikalen Eitelkeiten gegen Mt 23,8-12). In der Ostkirche gibt es für den Fall, dass eine Ehe gescheitert ist, eine Praxis der Barmherzigkeit; über die neue Ehe wird doch zumindest ein Segen gesprochen. Gute und verantwortungsvolle römisch-katholische Seelsorger praktizieren dies schon seit langem, wenn auch nur in Seitenkapellen und Hinterzimmern, laufen dabei aber Gefahr, gemäßregelt zu werden.

Den Bischöfen als den Nachfolgern der Apostel ist die Binde- und Lösegewalt übertragen worden (vgl. Mt 16,19; 18,18). Diese beinhaltet ihre Pflicht, die Lehre der Kirche zu verändern, wenn dies die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erforderlich machen. Beim Scheidungsverbot Jesu (vgl. Mt 5,32) ging es ursprünglich um den Schutz der Frau. Auch die in Mt 18,17 angesprochene Exkommunikation hatte die Wiederaufnahme des Sünders zum Ziel, nicht dessen öffentliche Herabwürdigung. Heute sind – zum Glück! – nicht mehr alle Frauen und Männer allein aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, in einer unerträglichen Ehe auszuharren. Liebe und Abhängigkeit passen nicht zusammen, denn Liebe gibt es nur in Freiheit. Und nur in Freiheit kann die Liebe von Menschen ein Zeichen der Liebe Gottes sein: ein Sakrament!

Manchem konservativen, idealisierenden Kleriker jedoch verschafft es offenbar eine

gewisse Befriedigung, vom Standpunkt des Selbstgerechten auf diejenigen herabzuschauen, die im Licht der „reinen Lehre“ zu den angeblich Gescheiterten gehören; die „reine Lehre“ wird dabei nur instrumentalisiert, um sich selbst ins rechte Licht zu setzen. Im Neuen Testament heißen diese Leute Schriftgelehrte und Pharisäer. Als sie Jesus dem Tod auslieferten, hatten sie das sehr fromme Gefühl, Gott damit einen heiligen Dienst zu erweisen. Denn sie hatten denjenigen, der sich mit Zöllnern und Sündern an einen Tisch gesetzt, also die Grenzen des Erlaubten überschritten hatte, im Namen ihrer damaligen „reinen Lehre“ korrekt verurteilt. Man verzeihe mir diesen Zynismus, aber er drängt sich geradezu auf.

Es geht allein um Macht

Ich habe den Eindruck: Worum es den Konservativen in Rom und anderswo wirklich geht, ist gar nicht so sehr die Wahrheit Gottes als vielmehr ihre eigene Macht. Nachdem die Kirche im Laufe der Jahrhunderte fast alle weltliche Macht verloren hatte, hat sie ihre geistliche Macht bis fast ins Unermessliche zu steigern versucht, vor allem durch die Betonung der Individual- und der Sexualmoral, bei der man sich sogar in eine gewisse detailverliebte, stark normierte „Unterleibstheologie“ verstrickt hatte, die durchaus Rückschlüsse auf die psychische Verfasstheit und die sexuelle Phantasie ihrer Urheber zulässt (vgl. Grün/Dufner, Gesundheit als geistliche Aufgabe, Würzburg 2005, S. 93ff.). Der absolute Gipfel (im Doppelsinn des Wortes) dieser anmaßenden geistlichen Macht war übrigens das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, ein quasi ins Pathologische hin übersteigter Klerikalismus; psychologisch betrachtet eine kindische Trotzreaktion auf den Verlust weltlicher Macht.

Seit „*Humanae Vitae*“ beansprucht Rom die alleinige Hoheit über die Individualmoral – unter Missachtung der Kollegialität der Bischöfe und der pastoralen Situation verschiedener Teile der Weltkirche; dies mag mit Papst Franziskus, der immer wieder die Kollegialität und die Eigenverantwortung der Ortskirchen einfordert, anders werden. Es fragt sich nur, wann. Seit „*Humanae Vitae*“ werden das Gewissen und die Verantwortung der Eheleute weit weniger betont

als deren Unterwerfung unter die Lehre der Kirche. Wer heute noch ewige, zeitlose Wahrheiten verkündet, wer das Leben der Menschen in die „reine Lehre“ zwingen oder ihnen allzu viele Detailvorschriften machen will, geht nicht nur an der Realität vorbei; er beansprucht vielmehr eine Macht über die Seelen der Menschen, die niemandem gut tut.

Schade, dass man den Kairos längst hat verstreichen lassen: Selbst wenn die Fortsetzung der Bischofssynode 2015 in Rom zu einem wirklich pastoralen Ergebnis kommen und beispielsweise den wieder-verheirateten Geschiedenen die Kommunion- und damit die volle Kirchengemeinschaft gewähren würde – der Zug ist für viele längst abgefahren, es ist zu spät, denn aus Enttäuschung über ihren Dogmatismus und Moralismus haben viele die Kirche schon verlassen. Dem überwiegenden Teil des so genannten Kirchenvolkes ist es mittlerweile völlig gleichgültig, was die Bischöfe denken, denn offenbar ist es den Bischöfen ja auch schon seit Jahrzehnten egal, was das Kirchenvolk denkt. Die Entfremdung ist eklatant und nicht mehr zu heilen.

Die Ursünde der Kirche: Klerikalismus

Die Ursünde des Menschen ist: sein wollen wie Gott. Die Ursünde der Kirche ist der Klerikalismus, denn hier maßen sich Menschen im Grunde genommen dasselbe an, indem sie zwar nicht Gott, aber doch zumindest seine Stellvertreter sein wollen und dabei so tun, als würden sie – und nur sie – seinen Willen genau kennen. Tatsächlich: Das eigentliche Problem der Kirche ist der Klerikalismus. Klerikal ist dabei nicht eine bestimmte Theologie oder Kleidung, sondern ein autoritärer, paternalistischer Umgang mit Macht, ein in der Postmoderne geradezu lächerlich wirkendes absolutistisch-monarchisches Auftreten sowie ein an archaisch-magische Schamanen erinnerndes Erwählungs- und Sendungsbewusstsein.

Männerbündische Seilschaften pflegen ihren Korpsgeist und maßen sich an, ganz allein das Wissen und das Recht zu besitzen, über andere Menschen befinden zu können. Dabei stecken sie selbst voller Unwahrhaftigkeiten und Heuchelei. Ihnen

sagt Jesus: „Blinde Führer seid ihr“, und: „Ihr seid wie die Gräber, die nach außen weiß angestrichen sind und schön aussehen; innen aber sind sie voll Knochen, Schmutz und Verwesung“ (Mt 23,24.27). Auch Papst Franziskus zitiert dieses Kapitel des Matthäusevangeliums, in dem Jesus mit dem damaligen religiösen Establishment abrechnet, und ergänzt: „Der Traum Gottes kollidiert stets mit der Heuchelei einiger seiner Diener.“ Weil sie „den Menschen schwere Lasten aufbürden, aber selber keinen Finger rühren, um die Lasten zu tragen“ (Mt 23,4). Sie predigen Wasser und trinken ziemlich guten Wein.

Bei den meisten Christen blieb der Glaube über Jahrhunderte entwicklungsmäßig in den Kinderschuhen stecken. Unreife und angstbesetzte Religiosität jedoch ist meistens die Ursache für Klerikalismus. Wo eine Gemeinde oder eine Diözese ihren Leiter als skurrilen Schamanen erlebt und sogar akzeptiert (Klerikalismus von unten) und wo ein Geweihter sich selbst von den so genannten Laien abgrenzen muss, um seine wankende Identität zu stärken oder gar die eigene Unsicherheit zu verstecken (Klerikalismus von oben), entstehen Misstrauen und Angst.

Das magisch-klerikale Amtsverständnis, das nicht biblisch-christlich, sondern eher archaisch-magisch daherkommt, ist meines Erachtens das Hauptübel in der katholischen Kirche; die Sakralisierung des Amtes, seine spirituelle Überhöhung im Sinne einer religiösen Mittlerschaft überfordert den jeweiligen Amtsträger maßlos und ist letzten Endes Ursache vieler weiterer menschlicher Katastrophen. Das so genannte ontologische Amtsverständnis hat gegenüber dem eher funktionalen den Nachteil, dass es dem heidnischen Kultpriester zum Verwechseln ähnlich sieht; der große Hang zum Numinosen, der darin liegt, ist nun einmal nicht christlich, auch wenn manche Traditionalisten dies bedauern mögen.

Autorität gewinnt ein Mensch ausschließlich durch seinen Charakter, seine Haltungen und Werte, seinen wertschätzenden Umgang mit Menschen sowie seine fachliche Kompetenz. Wer jedoch allein aufgrund seines Amtes Autorität beansprucht, wird menschlich scheitern. Wer nicht argumentieren und andere in seine Überlegungen

mit einbeziehen kann, wer nicht kritik- und damit korrekturfähig ist, sollte kein Leitungsamt anstreben.

In vielen Kirchengemeinden und manchen Diözesen habe ich es so erlebt: skurrile einsame Entscheidungen, Angst vor einem Dialog auf Augenhöhe, Unberechenbarkeit aufgrund von Machtgehabe und Willkür, „Pfarrherren“ als allzuständige Überväter, Profilierung und Spiritualisierung des Klerus durch plumpe Abwertung anderer pastoraler Berufe und Berufungen. Solche Kleriker können nicht mehr zuhören, sie reden ständig von sich selbst, konkurrieren miteinander über theologische Spitzfindigkeiten und spielen einander spirituelle Tiefe vor.

Schnell wurde mir auf meinem eigenen Berufungsweg klar: So möchte ich es nicht machen, so möchte ich niemals werden! Befreiend war für mich die Erkenntnis, dass der Amtsträger nur Darsteller und Repräsentant ist, nicht jedoch Stellvertreter Gottes oder herausgehobener Chef. Als entlarvend empfand ich in diesem Zusammenhang die psychologische Erkenntnis, dass jede Art von Autoritarismus persönlichen Minderwertigkeitsgefühlen entspringt. Wie mögen angesichts dessen manche Bischöfe und Priester in ihrem Innern sein? Muss man sich etwa autoritär geben, weil man innerlich ganz klein und ängstlich ist? Wie mag die Gottesbeziehung solcher Menschen in ihrem tiefsten Kern wirklich aussehen? Meine Erfahrung ist: Wer sich von Gott geliebt weiß, kann lieben. Er hat nichts zu befürchten und nichts zu verlieren. Er muss nicht auf seine Autorität pochen, weil er demütig genug ist, zu wissen: Ich bin von innen sowieso viel kleiner als von außen. Papst Franziskus weiß das – und gerade das macht ihn so glaubwürdig!

Ideal und Wirklichkeit

Die Kirche hat hohe Ideale. Sie muss jedoch endlich in der Realität ankommen, muss herunter kommen vom Elfenbeinturm des selbstverliebten, weltfremden Klerikalismus. Die Menschen wünschen sich keine Bevormundung, sondern Seelsorge. Man darf die Kirchenkrise nicht mit der grundlegenden Glaubens- und Gotteskrise der Postmoderne kleinreden oder gar zu ent-

schuldigen versuchen, nur um sich selbst nicht ändern zu müssen.

Viele Diözesanforen, Dialogprozesse und „Synoden“ dienten bisher nur dazu, aufmüpfige Laien zu beschäftigen und dadurch zu beruhigen; sie waren (auf gut Westfälisch) nichts weiter als ein „Döksken für't Auge“ und haben schon allein deshalb nichts gebracht, weil sie nichts bringen sollten. Man hat über alles geredet und nichts entschieden, man hat jeden Reformgedanken wegspiritualisiert, außer Spesen (und viel Papier) nichts gewesen. Am Schluss kommt immer ein Veto – oder das Vergessen.

Die Kirche wird so lange ein Glaubwürdigkeitsproblem haben, wie sie paternalistisch und monarchisch regiert wird; sie braucht synodale und demokratische Strukturen, wirkliche Mitbestimmung und Transparenz. Wie will sie sonst Zeichen und Werkzeug der Liebe Gottes unter den Menschen sein? Für die vielen Kirchenaustritte der letzten Zeit waren Bischöfe und Priester vielleicht nicht der alleinige Grund, aber sehr wohl der Anlass. Gott sei Dank glaube ich an Jesus Christus. Ich glaube an ihn dank, mittels und trotz der Kirche. Sonst wäre ich womöglich schon selber ausgetreten. Ich bleibe – um Gottes willen.

Johannes Schmitt

Eine „Kriegsrede“ im Ersten Weltkrieg von Michael von Faulhaber, Bischof von Speyer, (1914)

Einleitende Kommentierung

Als Michael von Faulhaber, Bischof von Speyer, am 9. August 1914 seine unten abgedruckte „Predigt im Dom zu Speyer zum Ausmarsch der Soldaten in den Krieg“

hielt, war über dem Deutschen Reich die Kriegseuphorie und die Kriegsbegeisterung weiter Kreise des Volkes gewissermaßen schon hinweggebraust. Diese hat man später summarisch als „Augusterlebnis“ bezeichnet. Obwohl die Forschung dieses Phänomen in seinem Ausmaß erst jüngst relativiert und eher als emotionale Reaktion des städtischen Bürgertums und der akademischen Jugend identifiziert hat, kann gelten, was die Kriegsrede im Dom zu Speyer anklingen lässt, dass der katholische Bevölkerungsteil, etwa ein Drittel der Reichsbevölkerung, mit überwiegender Mehrheit auch von dieser Hochstimmung und Erregung erfasst war.

Darin drückte sich, nach Außen überdeutlich manifestiert, auch das Gefühl aus, nun zum „Reich“ zu gehören, Teil der „Nation“ geworden zu sein, treu zu „Kaiser und Reich“ zu stehen und nicht mehr, wie im „Kulturkampf“ vom protestantischen Gegner zu hören war, als „Reichsfeinde“ „romhörig“, also „ultramontan“, denunziert zu werden. Auch schien damit das Bewusstsein einer katholischen „Inferiorität“, also weniger an Machtpositionen in Staat und Gesellschaft teilzuhaben, vordergründig kompensiert: Das Zentrum, die in den Reichsländern und im Reichstag agierende Partei der Katholiken, die katholischen Verbände und die katholische Presse und die katholische Amtskirche, insgesamt später als „Katholizismus“ bezeichnet, so stellte es sich zu Beginn des Weltkrieges dar, hatten sich an- und eingepasst, waren im „Reich“ eingegliedert und integriert.

So gab es im Sommer 1914 im Katholizismus, auch in der katholischen Theologie, keine kritische Stimme, die aus der Sicht einer christlichen Religion der Nächsten- und Feindesliebe den entfesselten Weltkrieg verurteilt oder überhaupt die Frage gestellt hätte, ob dieser Krieg nach theologisch herausgebildeten Kriterien gerecht sei.

Im Gegenteil: Massenhaft waren an der Front und in der Heimat gedruckte katholische „Kriegspredigten“ im Umlauf, die aus religiöser Sicht den Krieg thematisierten und rechtfertigten und sich somit in den „Dienst des Vaterlandes“ (H. Missalla) stellten. Erst ab dem Jahre 1917, das eine Wende im Kriegsgeschehen brachte und darstellte, ebte diese Flut religiöser Belehrung und Erbauung ab.

Heinrich Missalla hat 1968 zuerst unter dem Titel: „Gott mit uns“ „die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918“ systematisch analysiert und weit den theologischen Zeithorizont dieser Predigten ausbreitet. Allein eine Auswahl von Überschriften der Abschnitte, als Stichworte wiedergegeben, können zeigen, wie in diesen Predigten die Theologie, oft auch im Rekurs auf die Bibel – man muss schon sagen –, „missbraucht“ wurde, um den Krieg zu rechtfertigen und die Soldaten an der Front und die „Heimat“ zum Durchhalten aufzufordern: „Der Krieg als Strafe und als Ruf zur Buße“; „Der Krieg als Erzieher“; „Die eigene gerechte Sache“; „Gegen das moderne Sodom“; „Die Identifizierung von Deutschlands und Gottes Sache“; „Der Kaiser als Repräsentant des Göttlichen“.

Die folgende „Kriegsrede“ des Speyerer Bischofs Michael von Faulhaber spricht zwar nur wenige der von Heinrich Missalla herausgearbeiteten Aspekte an, sie kann aber aufgrund ihrer eindrucksvollen und exzellenten stilistischen und rhetorischen Merkmale als Musterexemplar für das gesamte Genus: Kriegspredigt gelten. Sie stammt zudem von einem Bischof und späteren Erzbischof von München und Freising, der als Feldprobst der bayerischen Armee den Feldgeistlichen vorgesetzt war und wohl als einziger Bischof ein Reserveoffizierspatent erworben hatte.

Literatur:

Johann Klier, Von der Kriegspredigt zum Friedensappell. Erzbischof Michael von Faulhaber und der Erste Weltkrieg. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen katholischen Militärseelsorge (MISCELLANEA BAVARICA MONACENSIA 154), München 1991.

Martin Lätzel, Die katholische Kirche im Ersten Weltkrieg. Zwischen Nationalismus und Friedenswillen, Regensburg 2014.

Heinrich Missalla, „Gott mit uns“. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918, München 1968.

Michael von Faulhaber

Ausmarsch unter dem Königsbanner

Predigt im Dom zu Speyer zum Ausmarsch der Soldaten in den Krieg am 9. August 1914

Einmal war auch das biblische Volk von dem alten Erbfeind an seiner Westgrenze, von den Philistern, zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert. Da erließ der Prophet Samuel eine Proklamation an sein Volk (...). Dann versammelte Samuel die wehrfähige Mannschaft und das ganze Volk zu einem Bittgottesdienst um den Altar (...). Dort opferte er ein Lamm (...). Vom Altare weg ging's ins Feld, und der Herr errettete sie aus der Hand ihrer Feinde (...).

Heute ist unser ganzes Volk mit seinem treugeliebten König um die Altäre des Herrn ver (S. 2) sammelt, um in blutig ernsten Tagen mit einem aufrichtigen Reuegebet die fremden Götter aus seiner Mitte fortzuschaffen und mit einem herzlichen Bittgebet für die ausmarschierenden Truppen, für die Landmacht und Seemacht, den Waffensegen zu erbitten (...).

(S. 3) Der heutige Bittgottesdienst ist **das Morgengebet des Feldzuges, der Stufenpsalm des blutigen Opfergangs, Fahneneid und Todesweihe**. Heute soll die beste aller Waffen, die Waffe des Gottvertrauens, im Heiligtum geschmiedet werden, um damit alle bangen Sorgen und die Trauer des bitteren Abschieds zu überwinden, die auf der Seele unserer Reservisten und Landwehrmänner liegt (...). Es geht um eine heilige, gerechte Sache, die diesen furchtbaren Einsatz an Gut und Blut wert ist und jeder muss jetzt die Sorge des Vaterlandes zu seiner Hauptsorge machen (...).

(S. 4) Ich möchte drei Fahnenbänder an die Kriegsfahne heften und darauf schreiben: Vom Geiste der Liebe, vom Geiste der Kraft, vom Geiste des Vertrauens!

Auf dem ersten Fahnenband: Vom Geiste der Liebe

Der Krieg hat den bösen Ruf, er sei eine Hoch-Zeit des Hasses. Er ist auch eine Hoch-Zeit der Liebe, der reinen Liebe, die stärker ist als der Tod. Die Höhenfeuer der Begeisterung, die heute von allen deutschen Bergen leuchten, sind nicht vom Hass gegen andere Völker und Fürsten, sie sind von der Liebe zu Kaiser und König, zu

Vaterland und Heimat und vom Glauben an unser gutes Recht angefeuert. (...)

(S. 5) Der Krieg singt das hohe Lied **der Bruderliebe**. (...)

(S. 6) Der Krieg singt das hohe Lied **der hilfstätigen Liebe** (...) Hier braucht man Hilfskräfte zum Einbringen der Feld- und Baumfrucht, dort zur (S. 7) Verpflegung der durchziehenden Truppen, dort zur Familienfürsorge und Einrichtung einer Volksküche, dort zu den Sammlungen für freiwillige Krankenpflege, dort zur Tröstung bei Todesmeldungen (...).

(S. 8) Der Krieg singt das hohe Lied **der betenden Liebe**. (...) Der Krieg ist nicht nur eine Sache der Soldaten, er ist **eine allgemeine Volkssache**. Das ganze Volk, vom Schulkind bis zur Großmutter, die Kranken nicht ausgeschlossen, kann mitkämpfen und mitsiegen, kann mitraten im obersten Kriegsrat und mitbauen an der Weltgeschichte – durch das Gebet. Das Gebet ist auch eine Waffe und eine vaterländische Tat (...). Unsere lieben Soldaten haben vor dem Ausmarsch gebetet und durch den Empfang der heiligen Sakramente mit dem Schöpfer ihrer Jugend (S. 9) Frieden geschlossen (...). Wir anderen zu Hause wollen besondere Andachten halten (...).

(S. 10)

Auf dem zweiten Fahnenband: Vom Geiste der Kraft

Kriege sind Kraftproben zwischen den Völkern. Nicht bloß Kraftproben militärischer Kraft, auch Kraftproben geistiger und moralischer Kraft (...).

Der Krieg lässt **die Kraft des deutschen Soldaten** erscheinen. An die Soldaten im Felde, und zwar an jeden einzelnen, ergeht zunächst das Kommando zu **körperlichen** Kraft (S. 11)leistungen auf dem Marsch, in Dauergefechten, im nächtlichen Postenstehen (...). In dieser Anspannung der körperlichen Kräfte steckt aber bereits auch **sittliche** Heldenkraft (...). Im Feuer der sittlichen Kraft werden jene Soldatentugenden geschmiedet, die König Ludwig in der herrlichen Proklamation vom 4. August seinen Bayern als eisernen Bestand ins Feld mitgab: Mut und Manneszucht, Zuversicht und Opferwillen! (...)

(S. 13) Der Krieg läßt auch die Kraft des deutschen Volkes erscheinen (...). Unser Volksleben zeigte in manchen Punkten Leichenflecken sittlicher Entartung: die Zahl der Selbstmorde (...) die Zahl der Ehescheidungen und der Geburtenrückgang (...) eine versumpfte Literatur und eine den französischen Koketten nachgeäffte Frauenmode, ebenso unsinnig wie undeutsch (...). Die öffentliche Sittlichkeit unseres Volkes war **auf dem Weg nach Paris**. Da kam der Ruf zu den Fahnen am Abend des 1. August und er wurde zugleich zu einem Weckruf der sittlichen Volkskraft. Die heilige Flamme glühte und der christliche Starkmut feierte gleich in den ersten der Mobilmachung herrliche Triumphe (...).

(S. 15)

Auf dem dritten Fahnenband: Vom Geiste des Vertrauens

(S. 16) Ihr habt die Reden des Kaisers, des erhabenen Bundesfeldherren der Kriegstruppen, und die Reden unseres geliebten Königs gelesen (...). **Zu solchen Kriegsherren** kann man und muß man Vertrauen haben (...). (S. 17) Das höchste Gebot der Stunde ist das **Gottvertrauen**. In Gottesfurcht beugen wir heute die Knie, senken wir den Degen vor dem König (S. 18) des Himmels und der Erde. In seinen Händen liegen die Lose unseres Lebens und unseres Volkes verschlossen (...).

(S. 19) Geht in Gottes Namen als christliche Soldaten! (...)

(S. 20) Das Königsbanner weht voran. Laßt uns anlegen die Waffen des Lichtes. Liebe, Kraft und Vertrauen!

(Aus: Michael von Faulhaber, Waffen des Lichtes. Gesammelte Kriegsreden, (Zweite unveränderte Auflage) Freiburg im Breisgau 1915)

Mit **2€** im Monat helfen:

www.2-Euro-helfen.de
0180/2 22 22 10
(0,06 €/Anruf)

two
for one world

MISEREOR
DAS HILFSWERK

Statt einer Buchbesprechung:

Martin WERLEN

Heute im Blick. Provokationen für eine Kirche, die mit den Menschen geht

Freiburg 2015, Herder Verlag,
192 Seiten

Zum Verfasser:

Der in der Schweiz populäre frühere Abt von Einsiedeln (2001 – 2013) ist auch den Leserinnen und Lesern von *imprimatur* kein Unbekannter. Wir haben schon mehrfach über ihn berichtet:

- 2010, als Abt Werlen in der Schweizer Bischofskonferenz für die Bereiche „Sexuelle Übergriffe in der katholischen Kirche“ und „Medien“ zuständig war, über seine Aussage: „Es geht nicht um Sexualität. ... Ein sexueller Übergriff ist immer sexualisierte Gewalt. Das größte Problem, das wir in der Kirche haben, ist das Problem der Macht“ (*imprimatur* 3/2010, S. 169).
- „Abt kritisiert Papst und Kirche“ stand in 4/2011, S. 181 zu lesen; er übte Selbstkritik, dass die Kirche nicht genug getan habe, um Missbrauchsfälle aufzudecken, und warf Papst Benedikt vor, erst sehr spät Stellung bezogen zu haben: „Er hat den richtigen Zeitpunkt verpasst“.
- Ganz grundsätzlich hat er im selben Jahr den Verlust der prophetischen Dimension in der Kirche, die Sprachlosigkeit gegenüber den Herausforderungen unserer Zeit sowie die Über-Institutionalisierung beklagt („Die prophetische Dimension der Kirche gerät in Vergessenheit“, 5/2011, S. 212 f.).
- Zur Eröffnung des „Jahres des Glaubens“ 2012/2013 und zur Feier 50 Jahre 2. Vatikanisches Konzil hielt er ein Referat, das viel Staub aufgewirbelte und ihm von rechtskatholischen Kreisen den Titel „Satan mit Mitra“ (*kath.net*) einbrachte;

aus der schriftlichen Veröffentlichung dieses Vortrags unter dem Titel „Miteinander die Glut unter der Asche entdecken“ brachte *imprimatur* 8/2012, S. 386 – 388, Auszüge.

Nun hat Martin Werlen ein weiteres Buch veröffentlicht. Es ist die Frucht einer halbjährigen Sabbatzeit, die er nach seinen 12 Jahre als Abt nun wieder als einfacher Mönch in Ungarn und Israel/Palästina verbrachte. Seine Aufzeichnungen während dieser Zeit hat er, nur wenig überarbeitet, in dem vorliegenden Buch „für Menschen in der Kirche“ zugänglich gemacht, um sie „zu ermutigen und dazu bewegen, sich mit Papst Franziskus auf den Weg zu wagen und in Gemeinschaft mit der ganzen Kirche die Freude des Glaubens zu entdecken“ (5). Das hindert nicht, auch das „Mühsame, das nun einmal zum Weg gehört, ... die Klippen, die es auf dem Weg zu überwinden gilt“ (ebd.) anzusprechen. Wir dokumentieren einige Passagen über die Steine, die auf dem Weg der Kirche liegen.

„**Der Stein der Papstfixierung**... Er (=Theophilus III., der griechisch-orthodoxe Patriarch von Jerusalem, im Vorfeld des Papstbesuchs im Heiligen Land) sagte, er habe den Eindruck, dass Katholiken der Papst wichtiger sei als Christus.

Selbstverständlich werden wir uns sofort dagegen wehren. Aber müssen wir uns nicht fragen, ob wir diesen Eindruck doch tatsächlich vermitteln? Selbstverständlich ist Christus das Haupt der Kirche. Und doch bezeichnen heute noch viele den Papst als Oberhaupt der Kirche. Aber Oberhaupt der Kirche ist nicht der Papst, auch nicht Haupt. Haupt der Kirche ist Jesus Christus.

Papst Franziskus arbeitet Tag für Tag daran, von der Papstfixierung wegzuführen. Angesprochen darauf, wie er selbst mit der Begeisterung für ihn umgehe, antwortete er: „Ich gehe da durch und danke dem Herrn, dass sein Volk glücklich ist. Ich sehe es als Großzügigkeit des Volkes an. Innerlich versuche ich an meine Sünden und Fehler zu denken ... Mir kommt auch in den Sinn: mach keine Fehler, denn du sollst diesem Volk nicht Unrecht tun. Ungefähr so.“

Allerdings hat der Bischof von Rom größere Mühe mit der Papstfixierung auch und gerade in höchsten kirchlichen Kreisen. So gab der Papst der italienischen Bischofskonferenz die Kompetenz, ihren Präsidenten selbst zu wählen, wie das in allen Bischofskonferenzen üblich ist. Bisher hat jeweils der Papst diesen bestimmt. In aller (gespielten?) Bescheidenheit bedankten sich die italienischen Bischöfe, aber wollten als Ausdruck ihrer Verbundenheit mit dem Heiligen Vater auf diese Kompetenz verzichten. In der Zwischenzeit haben sie einen Kompromiss gefunden: Sie legen dem Papst Namen vor und dieser kann einen davon zum Präsidenten bestimmen. Damit ist der Papst wohl in einer noch schwierigeren Situation als bisher. Das sind peinliche Theatereinlagen! Hoffentlich ist es nur eine Station in einem längeren Prozess.“

„**Der Stein des Autoritarismus.** Bei der Begegnung in Jerusalem wurde nicht von oben herab dreingeschlagen und die Marschrichtung angeordnet, obwohl viele sich das erhofft und andere befürchtet haben. Es geht um viel mehr. Es geht darum, alle Getauften auf diesen Weg zur Einheit mitzunehmen. Papst und Patriarchen können das nicht fordern, sondern dazu ermutigen, indem sie mit dem guten Beispiel vorgehen.“

„**Der Stein der Überheblichkeit.** Gerade die Größe und Macht einer Konfession kann leicht dazu verführen, sich besser als die anderen zu fühlen und sie das auch immer wieder spüren zu lassen. Einige solche Steine haben wir im Laufe der Geschichte in den Garten der Orthodoxen geworfen, vom Garten der Gemeinschaften der Reformation gar nicht zu sprechen. Und besonders tragisch ist es, dass wir es oft nicht einmal merken. Die Orthodoxen haben mit uns nicht Mühe, weil wir katholisch sind, sondern weil wir uns katholisch nennen, aber nicht katholisch handeln. Denken wir zum Beispiel an die Dogmatisierung der Aufnahme Marias in den Himmel. Dies ist für die Orthodoxen kein theologisches Problem in Bezug auf die Mariologie (...), sondern in Bezug auf die Ekklesiologie. Die Dogmatisierung war ganz klar kein ‚katholisches‘ Vorgehen, sondern ein Alleingang. Ebenso gewiss nicht böse ge-

meint, aber nicht sehr katholisch war die Entscheidung, in Jerusalem in Zukunft den gleichen Ostertermin wie die Orthodoxen zu haben. Selbstverständlich ohne Rücksprache mit den Orthodoxen. Dasselbe mit der Errichtung von Bischofssitzen. Schon höre ich den Einwand: Warum sollten wir dazu die Orthodoxen fragen? Damit kommen wir zum nächsten Stein.“

„**Der Stein des Nebeneinander oder des Gegeneinander.** Die andere Konfession ist nicht eine Konkurrenz. Sie ist nicht eine Gemeinschaft, die mit uns nichts zu tun hat. Im Gegenteil. Es gibt nur einen Leib Christi. Alle Getauften gehören dazu. Und in diesem einen Leib Christi sind wir untereinander zerstritten. Wir müssen zum Miteinander finden, um die Spaltung überhaupt wahrzunehmen und darunter zu leiden. Grundlage für die Ökumene ist es, den anderen Menschen zu respektieren und als Schwester oder Bruder wahrzunehmen und vielleicht sogar in Freundschaft einen gemeinsamen Weg zu gehen. Dieses Miteinander war in Jerusalem offensichtlich: Der Papst saß auf einem gleichen Stuhl wie die anderen, auch in derselben Reihe. Er ließ dem Patriarchen von Konstantinopel beim Eintreten in die Grabeskammer den Vortritt. ... „Es ist eine außerordentliche Gnade, hier im Gebet vereint zu sein“, sagte Papst Franziskus in seiner Ansprache. Das Miteinander zeigt sich auch im gemeinsamen Leiden: „Wenn Christen verschiedener Konfessionen gemeinsam zu leiden haben, die einen an der Seite der anderen, und einander in brüderlicher Liebe Hilfe leisten, verwirklicht sich eine Ökumene des Leidens... Diejenigen, die aus Hass auf den Glauben die Christen töten, sie verfolgen, fragen sie nicht, ob sie Orthodoxe oder Katholiken sind: Sie sind Christen. Das christliche Blut ist dasselbe.“ Die größten Verfolger der Christinnen und Christen können uns Vorbild sein. Sie sind in ihrem Verständnis der Taufe offensichtlich viel weiter als mancher Hirte der Kirche und zeigen eindeutig mehr Kenntnis von Ökumene als manche innerkirchlichen Verlautbarungen.“

„**Der Stein der Kleinlichkeit.** Mit welchen Kleinigkeiten setzen wir unsere Berufung aufs Spiel! Außenstehende nehmen

uns wie Kinder wahr, die sich in einem Sandkasten streiten. Wie peinlich, wenn vor dem Treffen zwischen dem Bischof von Rom und dem Patriarchen von Konstantinopel Kirchenleute nichts Gescheiteres zu sagen haben, als dass der Patriarch von Konstantinopel keine große Bedeutung habe, weil er nur 9000 Gläubigen vorstehe, der Patriarch von Moskau aber 130 Millionen Gläubigen. ... Wir haben keinen Grund, überheblich auf solches Gehabe zu blicken. Wir haben es in unserer Machtposition lange genug selbst gemacht. ... Genau hier setzte Papst Franziskus in seiner Ansprache an: „Nehmen wir die besondere Gnade dieses Augenblicks an. Verweilen wir in ehrfürchtiger Sammlung am leeren Grab, um die Größe unserer christlichen Berufung wiederzuentdecken: Wir sind Männer und Frauen der Auferstehung, nicht des Todes. Lernen wir von diesem Ort, unser Leben, die Sorgen unserer Kirchen und der ganzen Welt im Licht des Ostermorgens zu leben. ... Christòs anesti! Enthalten wir der Welt die frohe Botschaft der Auferstehung nicht vor! Und seien wir nicht taub gegenüber dem mächtigen Aufruf zur Einheit, der gerade von diesem Ort aus in den Worten dessen ertönt, der als Auferstandener uns alle ‚meine Brüder‘ nennt (vgl. Mt 28,10; Joh 20,17)!“

„Der Stein der Spaltung. Dazu möchte ich nur aus der Ansprache von Papst Franziskus bei der Grabeskirche zitieren, nicht zuletzt darum, weil er selbst vom Wegnehmen der Steine spricht: „Sicher, wir können die Spaltungen, die unter uns Jüngern Jesu noch bestehen, nicht leugnen: Dieser heilige Ort lässt ihr Drama noch leidvoller empfinden. Und doch erkennen wir fünfzig Jahre nach der Umarmung jener beiden ehrwürdigen Väter mit Dankbarkeit und neuem Staunen, wie es durch den Antrieb des Heiligen Geistes möglich war, wirklich bedeutende Schritte auf die Einheit hin zu vollziehen. Wir sind uns bewusst, dass noch eine weitere Wegstrecke zurückzulegen bleibt, um jene Fülle der Gemeinschaft zu erreichen, die ihren Ausdruck auch in der Teilnahme am selben eucharistischen Mahl finden kann, die wir so brennend ersehnen; doch die Unstimmigkeiten dürfen uns nicht erschrecken und unser Vorangehen nicht lähmen. Wir müssen glauben,

dass ebenso, wie der Stein vom Grab weggerollt worden ist, auch alle Hindernisse ausgeräumt werden können, die der vollen Gemeinschaft zwischen uns noch im Weg stehen.“

Papst Franziskus traut sich, die Steine anzusprechen: „Heiligkeit, geliebter Bruder, all ihr lieben Brüder, schieben wir die Zaudereien, die wir von der Vergangenheit geerbt haben, beiseite und öffnen wir unser Herz dem Wirken des Heiligen Geistes, dem Geist der Liebe, um gemeinsam mit raschen Schritten dem segensreichen Tag unserer wiedergefundenen vollen Gemeinschaft entgegenzugehen. Auf diesem Weg fühlen wir uns von dem Gebet unterstützt, das Jesus selbst für seine Jünger an den Vater gerichtet hat und das wir nicht müde werden, uns in Demut zu Eigen zu machen: ‚Alle sollen eins sein ... damit die Welt glaubt‘ (Joh 17,21).“

„Je mehr ich die Pilgerreise ‚Ut unum sint‘ betrachte, umso mehr beeindruckt sie mich. Eines ist mir klargeworden: Wichtiger als jedes Papier ist das lebendige Zeugnis. Der Fanclub früherer Päpste wird sagen: „Das ist doch nichts Neues. Das haben auch Papst Johannes Paul II. und Papst Benedikt XVI. bereits gesagt.“ Das stimmt – bis zu einem gewissen Punkt. Und doch ist da etwas entscheidend Neues: Papst Franziskus glauben die Menschen, was er sagt. Papst Franziskus wagt es, die Steine in unserer Kirche anzugehen. Das Papstamt hat dabei gewiss nicht an Autorität verloren... Das lässt mich hoffen auf nächste Schritte, zum Beispiel gemeinsame Ferientage der großen Patriarchen und anderer wichtiger Vertreter der gespaltenen Kirche, also nicht zur Kapitelsversammlung, sondern zu gemeinsamer Rekreatiionszeit. Sie können da sprechen über das, was sie gerade bewegt, was sie freut, was sie ärgert, was sie hoffen und wovor sie Angst haben. So werden sie miteinander die Steine wahrnehmen und sich ihnen stellen. Dies geschieht nicht in formaler Steifheit, nicht mit diplomatischer Verlogenheit, sondern im unkomplizierten Miteinander des Alltags... Die Anregung von einem Treffen aller Patriarchen hörte ich übrigens zum ersten Mal vor etwa 20 Jahren von einem benediktinischen Mitbruder, der inzwischen

zur russisch-orthodoxen Kirche gegangen ist.

Allerdings: Die verantwortlichen Amtsträger in der ‚einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche‘ zur gemeinsamen Rekreatiionszeit zusammenzubringen wäre ein größeres Wunder, als die Präsidenten der verfeindeten Staaten Israel und Palästina zum Gebet zu versammeln. Sind wir uns dieses Skandals genügend bewusst?

Wir können hoffen, dass auch die ökumenischen Gesprächskommissionen die neue Kultur von ‚Evangeli gaudium‘ aufnehmen und die Steine des Hasses, der Verlogenheit, der Papstfixierung, des Autoritarismus, der Überheblichkeit, des Nebeneinander und des Gegeneinander, der Kleinigkeit und der Spaltung immer wieder auf die Seite legen.“

(Zusammengestellt von Werner Müller)

Fundsachen

Unwürdiger Bischof

Ein etwas schwieriger italienischer Bischof machte einen Pastoralbesuch in einer Pfarrei. Geben wir ihm den Namen Enrico. Wie im Messbuch vorgesehen, betete er im ersten Hochgebet: „Wir bringen sie [= die Opfergaben] dar vor allem für deine heilige

Klares Votum gegen Zölibat aus der Schweiz

In Basel sind die Angehörigen der römisch-katholischen Kirche mehrheitlich für die Zulassung von Frauen zum Priesteramt und gegen das Zölibat. Ob das Abstimmungsresultat die Amtskirche interessiert, ist allerdings fraglich.

Die sog. kirchliche Gleichstellungsinitiative, die jedoch eher symbolische Bedeutung hat, wurde in Basel-Stadt und Basel-Land mit überwältigender Mehrheit (81,8 % bzw. 88,2 % Ja) angenommen; abgestimmt haben über 22 000 Katholikinnen und Katholiken. Damit werden die staatskirchenrechtlichen Behörden der beiden Landeskirchen

katholische Kirche in Gemeinschaft mit deinem Diener, unserem Papst Johannes Paul, mit mir, deinem unwürdigen Diener und mit allen, die Sorge tragen für den rechten, katholischen und apostolischen Glauben.“ Das hatte der aufmerksame Pfarrer wohl gehört und nahm in Zukunft den Bischof beim Wort. So betete er fortan im Hochgebet jeweils: „Vollende dein Volk in der Liebe, vereint mit unserem Papst Johannes Paul, mit unserem unwürdigen Bischof Enrico ...“ Selbstverständlich gab es auch in dieser Pfarrei besonders fromme Leute, die dies in größter Sorge sofort dem Bischof meldeten. Der Kirchenfürst schritt ein und forderte, dass der Pfarrer diesen Blödsinn sofort unterlasse. Doch der Pfarrer antwortete ihm, „er habe sie aus seinem eigenen Munde vernommen, und wenn der Bischof es Gott nur sage, weil es sich so gezieme, so sage er es dem Herrn dagegen aus voller Überzeugung, damit er ihn bekehren möge.“²⁴

"Die Chinesen dachten viele Jahre lang, der Opferstock sei ein Spucknapf. Das war keine schöne Sache für die Domschweizer, die nassen Münzen einzusammeln. Jetzt gibt es neue Opferstöcke mit viel kleineren Schlitzten. Man muss an vieles denken in der globalisierten Welt."

Bernd Dörries berichtet über den Kölner Dom.

²⁴ I Millenari, Wir klagen an. Zwanzig römische Prälaten über die dunklen Seiten des Vatikans, Berlin 1999, 25.

verpflichtet, den kirchlichen Organen das Anliegen der Gleichstellungsinitiative zu unterbreiten. Ziel ist die gleichberechtigte Zulassung zum Priesteramt unabhängig von Geschlecht und Zivilstand.

Direkte Folgen hat das Ja zu den Gleichstellungsartikeln in den (staatlichen) Verfassungen der römisch-katholischen Landeskirchen

der beiden Basel keine.

lischen Kirche in dieser

forschung und saß im Kura-

Denn die Zulassung zum Priesteramt ist im kirchlichen Recht geregelt. Für die Initianten geht es denn auch um einen Kampf auf symbolischer Ebene, um ein Zeichen an die kirchliche Leitung.

Eingereicht worden war die Gleichstellungsinitiative 2012. In beiden Kantonen unterstützten die Kirchenräte und die Synoden die Initiative, die nach Bedenken des Bischofs von Basel, Felix Gmür, leicht abgeschwächt wurde. So sollen die Behörden das Anliegen der Initiative «unterbreiten» statt darauf «hinwirken».

(Basler Zeitung, aktualisiert am 28. 09. 2014, R. Hinzen)

Zeitgeschichte nicht nur erforscht und gelehrt

Die österreichische Historikerin Erika Weinzierl ist am 28. Oktober verstorben und wurde am 10. November in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof beigesetzt. Die im Alter von 89 Jahren Verstorbene war die „Grande Dame“ der zeitgeschichtlichen Forschung in Österreich. Mit ihren zahlreichen Veröffentlichungen, aber auch ihrem gesellschaftspolitischen Engagement hat sie entscheidend zur Aufarbeitung der NS-Zeit in Österreich beigetragen, besonders auch zur Rolle der römisch-katho-

Zeit. Bundespräsident Heinz Fischer, der mit seiner Gattin an der Beisetzung teilnahm, würdigte Weinzierl als „Doyenne der zeitgeschichtlichen Forschung“, ihr Beitrag zur Festigung des demokratischen Bewusstseins könne gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Schon als Studentin hatte sie sich einer Widerstandsgruppe gegen die Nationalsozialisten angeschlossen, bereits als junge Wissenschaftlerin thematisierte sie das Verhalten der katholischen Kirche in der Nazizeit. Seit 1969 war sie ordentliche Professorin an der Universität Salzburg, ab 1979 bis zu ihrer Emeritierung 1995 an der Universität Wien, wo sie auch dem Institut für Zeitgeschichte vorstand und mehr als eine Generation von Historikern prägte. Bis vor wenigen Jahren erschien sie noch täglich in „ihrem Institut“.

In einem Nachruf heißt es: „Als öffentliche Intellektuelle wirkte sie aber auch weit über die Universität hinaus: Die deklarierte Pazifistin setzte sich gegen die Atomrüstung, für eine humane Asyl- und Migrationspolitik und vor allem für eine umfassende und tabulose Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ein. Weinzierl war darüber hinaus langjährige Präsidentin der "Aktion gegen den Antisemitismus" und Mitbegründerin der Österreichischen Gesellschaft für Exil-

torium des Bruno-Kreisky-Archivs“ (Der Standard 29.10.2014). Politisch bezog sie oft eindeutig Stellung, etwa 1975 im Streit zwischen dem damaligen österreichischen Bundeskanzler Bruno Kreisky und Simon Wiesenthal, dem Leiter des Dokumentationszentrums Jüdischer Verfolgter des Nazi-Regimes, oder 1995, als sie aus der ÖVP austrat - an deren Parteiprogramm sie mitgearbeitet hatte - wegen Koalitionsversuchen mit der Haider-FPÖ.

Bei der Einsegnung hielt der emeritierte Wiener Weihbischof Helmut Krätzl eine Ansprache, in der er das christlich-kirchliche Engagement Weinzierls würdigte: „Erika Weinzierl war eine Zeitgeschichtlerin, die aber der Zeit immer schon voraus war. Sie hat Zeitgeschichte erforscht, aber auch selbst Geschichte gemacht.

Schon während des Krieges gehörte sie zu einer kleinen Elite, die sich um Karl Strobl in der Katholischen Studentenseelsorge sammelte. Diese Gruppe war eine der Zellen geistigen Widerstandes, die aber zugleich gestaltend an die Zukunft dachte. Gleich nach der Befreiung Wiens war Weinzierl dabei, als Kurt Schubert ... die Wiedereröffnung der Wiener Universität betrieb. ... Ich erlebte, wie es Karl Strobl und Otto Mauer gelang, dort eine Elite von Studenten und Studentinnen zu sammeln, die auf Grund ihres gelebten Glau-

bens alle ihre Fähigkeiten entfaltet und so wichtige Positionen in der Wissenschaft, Kultur, Politik, ja auch in der Kirche und ihren Verbänden einnahmen. (...)

Erika Weinzierl war der Zeit voraus. Schon vor dem Konzil trat sie in ihrer unerschrockenen Art für eine offene Kirche ein. Bei Kardinal König fand sie Verständnis und Hilfe. Eine Kirche, die auch ihre Mitschuld in Krieg und Nazizeit selbstkritisch eingesteht. Eine Kirche, die sich der neuen Zeit und ihren Herausforderungen stellt. Eine Kirche, die vor allem ihre so alte Mitschuld am Hass der Juden eingesteht und die heilsgeschichtliche Verbindung zwischen Christen und Juden endlich erkennt. (...)

Erika Weinzierl hat Zeitgeschichte nicht nur erforscht und gelehrt, sondern unermüdlich gemahnt, aus ihr zu lernen. In der Aufarbeitung einer unrühmlichen Vergangenheit gehört sie wieder – der Zeit voraus – zu den ersten, die hartnäckig dazu mahnten. Denn nur wer seine Schuld in der Vergangenheit erkennt, kann hoffen, nicht allzu leicht in anderen Zeiten in ähnliche Fehler zu verfallen.

Für mich war Erika Weinzierl, mit der ich oft zusammenkam, eine der großen Frauen dieser Generation, ... die sich nicht wegen zu weniger Rechte in der Kirche beklagten, sondern aus der Kraft ihres Glaubens und in der Entfaltung ihrer Fähigkeiten die Kirche wahrhaft geprägt, vorange-

bracht und vielfach glaubwürdiger gemacht haben. Weinzierls berühmtestes Buch heißt „Zu wenig Gerechte“. - In Anspielung daran habe ich die Lesung aus dem Buch der Weisheit gewählt [3,1 – 9] ... Und als Vermächtnis will sie uns wohl ihre Hoffnung mitgeben, dass in einer künftigen Generation nicht nur einzelne Gerechte die Würde des Menschen und seine Rechte wahren, sondern viele. Und für sie gelten die letzten Worte der Lesung: „Alle die ihm vertrauen, werden bei ihm in Liebe bleiben. Denn Gnade und Erbarmen wird seinen Erwählten zuteil“. Das war sie in besonderem Maß! Und jetzt wird sie auch verstehen, warum Gott Auschwitz nicht verhindert hat, was sie ihm zu Lebzeiten ja nicht verziehen hat.“

(WM)

Im Saarland gibt es zur Zeit Konflikte zwischen dem Trierer Bischof und Gruppen in zwei Pfarrgemeinden, die „von außen“ schwer zu beurteilen sind. Einer betrifft Konflikte zwischen Mitgliedern des Verwaltungsrats der Pfarrei Herz-Jesu in Köllerbach über die Vermietung des leer stehenden Pfarrhauses an syrische Flüchtlingsfamilien (Muslime oder Christen?), die immerhin in der FAZ vom 04.12.14, S. 2, zu einem Beitrag „Streifzüge: Hirten gegen Herde“ führten. In einem zweiten Konflikt geht es um die Verfügung der Versetzung eines Pfarrers in der Gemeinde

Beckingen, der sich mit allen Mitteln dagegen wehrte und auch Unterstützung in Teilen der Gemeinde gefunden hat. Diese hat er allerdings gespalten, weil er eine sehr konservative und liturgizistische Linie vertritt. Er bekommt Unterstützung von rechtskatholischer Seite: die "Aktionsgemeinschaft Katholischer Laien und Priester in der Diözese Trier e.V. im Forum Deutscher Katholiken" lobt ihn überschwänglich für die feierliche, strikt am römischen Messbuch – welchem? - ausgerichtete Zelebration des „heiligen Messopfers“. - Wir drucken im Folgenden einen Leserbrief ab, der in der Saarbrücker Zeitung, die in diesem Fall recht einseitig berichtet, nur verkürzt wiedergegeben wurde.

„Ich habe die Angelegenheit bezüglich des Beckinger Pfarrers Christoph Eckert und seinen Streit mit Bischof Stephan Ackermann über Monate in der SZ mitverfolgt und möchte jetzt einmal dazu etwas sagen.

Ich bin selber fast 50 Jahre Priester im Bistum Trier, davon 44 Jahre Pfarrer. Ich habe drei Pfarrstellen gehabt, 11 Jahre, 16 Jahre und wieder 11 Jahre, bevor ich vor 5 Jahren in den Ruhestand gegangen bin. Die ersten beiden Pfarrstellen habe ich übernommen, weil der damalige Bischof mich darum gebeten hat. Auf die letzte Stelle habe ich mich beworben. Dienstwechsel gehören zu unserem Beruf, und ich habe das als sinnvoll erlebt.

Im Fall von Christoph

Eckert liegt eine besondere Situation vor. In den letzten Jahren sind in der Gemeinde Beckingen durch den Tod oder Ruhestand der Pfarrer Reimsbach, Haustadt, Honzrath, Saarfels und Düppenweiler frei geworden. Sie werden mit Beckingen zu einer großen Pfarreiengemeinschaft zusammengefasst, die der Zivilgemeinde Beckingen entspricht. Dass der Bischof jetzt überlegt, wem er die Leitung dieser großen Einheit übertragen kann, das ist sein gutes

Recht und seine Pflicht. Und wenn er für diese Stelle und Aufgabe eine andere Person vorsieht, so ist auch das sein gutes Recht. Er hat sich auch sicher mit anderen beraten, auch vor Ort. Der verbleibende Pfarrer kann dann entweder als Kooperator weiter im Pfarreienverein mitarbeiten oder sich auf eine neue Stelle bewerben.

Ich bin nicht immer einer Meinung mit unserem Bischof und sage das auch.

Aber hier kann ich kein Fehlverhalten feststellen. Mag sein, dass er in dieser Sache nicht immer klug vorgegangen ist. Aber der Bischof ist für unser Bistum der Personalchef für alle Hauptamtlichen. Und er kann frei werdende oder neue Stellen besetzen, wie er es für richtig hält.

Karl Josef Wendling, Bous

(SZ vom 17.11.2014)



Helfen tut gut

Der Seele, den Armen, der Schöpfung, dem Herzen, der Hoffnung. Weil Liebe die Welt bewegt.

Sie wollen Gutes tun?
Rufen Sie an: 0241 / 442-125

www.misereor.de

Spendenkonto 52100
Sparkasse Aachen
BLZ 390 500 00

MISEREOR
DAS HILFSWERK

Die Glosse

Rauschheim am Sankt Martinstag

Lieber Sepp,

Du bist zwar selbst ein Linker, aber auch ein Bayer, und also müsstest Dir wie mir über die Hutschnur gehen, was der Rüdiger Sagel in der „Rheinischen Post“ gefordert hat: Man sollt mit Rücksicht auf die muslimischen Kinder aus dem Martinszug ein „Sonne-Mond-und Sternefest“ machen.

Und weißt Du, wer der Sagel ist? Das ist der Landeschef der Linken in NRW. Nicht einmal der Vorsitzende vom Zentralrat der Muslime in Deutschland, Aimann A. Mazyek, begrüßt seinen Vorstoß. Im Gegenteil, der Mazyek verpaßt dem Kommunisten die folgende Abreibung: „Das Leben des heiligen Martin ist doch geradezu vorbildlich auch für Muslime.“ Und darum hätte er grad gar nichts dagegen, wenn die muslimischen Kinder sogar beim Martinszug mitmachen täten.

Sepp, ich kanns Dir nicht ersparen, die Gefahr für unsere bayerische Kultur kommt von links. Der Sagel und sein Haufen sind hinterfotzige Kerle, bringen die doch mit ihrem Abschaffungsvorschlag vom Martinszug unsere muslimischen Mitbürger in Verruf, als ob wie wenn die auf alles Katholische allergisch reagieren täten. Ich sehs kommen, als nächstes protestieren diese linken Wichtigtuere gegen die Gipfelkreuze, weil sie selber unseren Herrgott aus der Natur in die Kirchen zurücktreiben wollen. Alles, was an die Religion erinnert, soll aus der Öffentlichkeit verschwinden. Um dieses Vorhaben durchzusetzen, schieben sie den Türken ihr eigenes linkes Manöver in die Schuhe. Dass die dann die Wut von unserer bayerischen Bevölkerung abkriegeln, macht diese linke Sippschaft eher schadenfroh. Überhaupt kann ich mir den hinterfotzigen Sagel gut vorstellen, wie der sich nächstens hinstellt und einen Türken schildert, der wo stundenlang über Stein und Eis zum Gipfel hochgekraxelt wär, endlich oben angekommen, in großer Erwartung auf eine

grandiose Berglandschaft den Kopf heben tät, - und was müsst der Türke sehen? Das Gipfelkreuz! Das Kreuz mag Sagel wild machen, den Türken aber stört's nicht, er fühlt sich tatsächlich längst wie ein halber Bayer.

Mich macht sowas fuchsteufelswild, weil ich weiß, wie die Kreuze hoch hinauf auf den Berg kamen. Mein Großvater, der Matz, hat als Dorfschmied von so manchem Bergkreuz den Fuß, also die Halterung, mit der das Kreuz in den Berg gerammt ist, von Hand, aus kräftigem Bandeisen geschmiedet, und es dann auch noch selber keuchend auf den Gipfel geschleppt. Und solche linke Vögel wie der Sagel wollen dann so ein Kreuz weghaben, um so katholische Spuren aus unserer Landschaft auszulöschen. Das schäbigste daran ist, dass diese linken Kerle, die islamischen Türken auch dafür zum Vorwand nehmen, um ihr antibayrisches Vorhaben bei der Verwaltung durchzusetzen. Denn der Sagel, dieser Trickser, setzt die Türken wie Brandbeschleuniger für seine Sache ein. Wer Fremdenfreundlichkeit vorschreibt, erreicht im Landratsamt am meisten. In Wirklichkeit ist es dem Sagel schnuppe, dass er in der Bevölkerung eine Wut ins Rollen bringt, die dann die armen Türken samt ihren Frauen und Kindern ausbaden müssen.

Gerad so weit wie die Franziskaner hier in Rauschheim den Ausländern entgegenkommen, würd ich persönlich dann doch nicht gehen. Die haben sogar für Flüchtlinge, bei denen wo man gar nicht weiß, wo der einzelne herkommt, und ob die nachts Ruhe halten, einen Flügel von ihrem Kloster abgetreten. Mir solls recht sein, man kann ja sowieso nichts dagegen ausrichten, ohne sich unbeliebt zu machen!

Bis am Donnerstag beim Stammtisch sei herzlich begrüßt von Deinem Freund

Joseph, der als CSU-Mitglied mit Deinen linken Brüdern seine Probleme hat.

P.S.: Sepp, Du glaubst ja auch nicht, was der Pater Gescheitle mir unterjubeln gewollt hat, nämlich, mit der Rücksicht-

nahme auf die Islamis käms am Schluss noch dazu, dass wir aus purer Nachgiebigkeit – und dann hat er aufgezählt - keinen Martinszug mehr hätten, keine Gipfelkreuze mehr, unsere Frauen müssten, wenn sie durch Türkenviertel gingen, ein Kopftuch tragen, wir müssten neue Kirchtürme in ihrer Form den Minaretts angleichen,

Schwimmbäder müssten für Mann und Frau getrennt öffnen, usw. - Alles nur, um den Islamis kein Ärgernis zu geben. Der Zuzug von Muslimen bringt für den Pater Gescheitle das Ende vom katholischen Bayern! Der Pater scheints, ist irgendwie dem Sagel auf den Leim gegangen!

In eigener Sache:

Liebe Leser, wie wir schon mitgeteilt haben, reduzieren sich von 2015 an die Abonnementkosten von bisher 34.- € (plus Versandkosten von 9.-€ = 43.-) auf die Hälfte, also 17 plus 4,50 = 21,50 € im Jahr. Die meisten von Ihnen haben uns Einzugsermächtigungen gegeben. Diese werden von uns automatisch umbestellt. Wer aber die Gebühren mit Dauerauftrag überweist, möge bitte die Änderung selbst vornehmen. Weil wir personell nicht imstande sind, Überzahlungen im Einzelnen zu erstatten, werden wir diese als Spenden verbuchen.

Die Redaktion



Die Redaktion sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von "imprimatur" danken zum Jahresende 2014 allen Leserinnen und Lesern für ihre Treue und Verbundenheit.

Wir wünschen Ihnen, liebe Freundinnen und Freunde, besinnliche und erholsame Advents- und Weihnachtstage sowie ein gutes und gesundes Jahr 2015!

